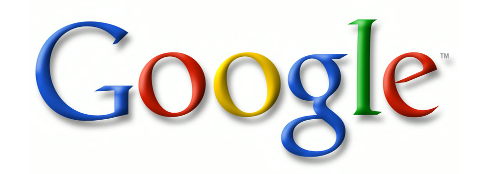


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

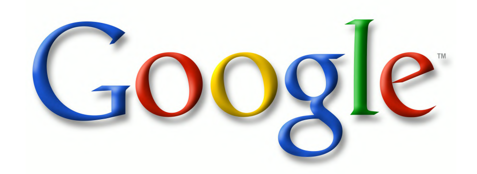
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

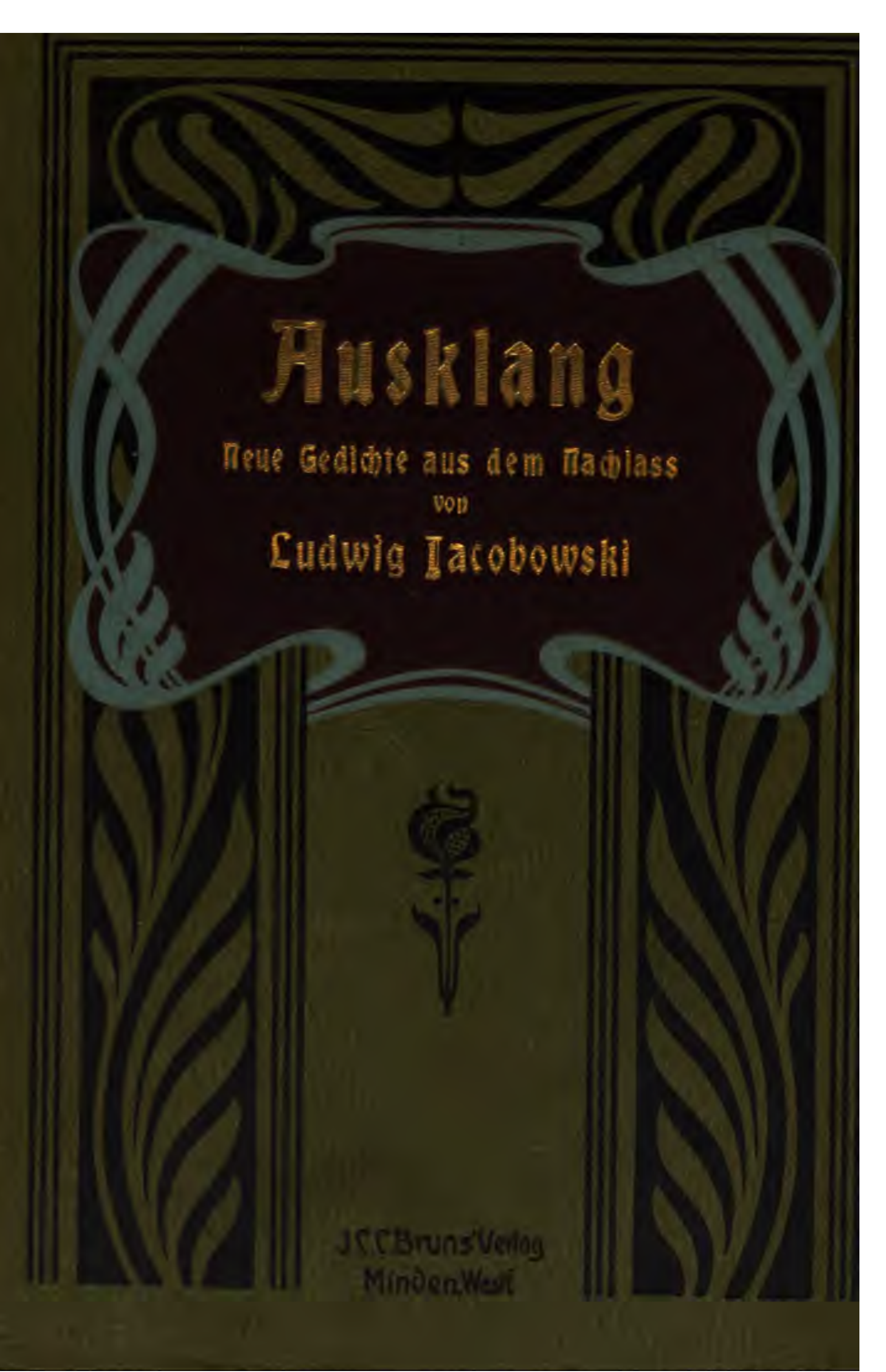
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



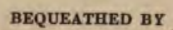
Ausklang
Neue Gedichte aus dem Nachlass
von
Ludwig Jacobowski
J.C.C. Bruns' Verlag
Minden, Westf.

50556
49.50

Harvard College Library



BOUGHT FROM THE
ANDREW PRESTON PEABODY
FUND



BEQUEATHED BY
CAROLINE EUSTIS PEABODY
OF CAMBRIDGE





Ludwig Jacobowski

Ausklang.

Neue Gedichte aus dem Nachlaß

von

Ludwig Jacobowski.

Herausgegeben und mit Einleitung versehen

von

Dr. Rudolf Steiner.

Mit einem Bilde des Verfassers.



Minden in Westf.

J. C. C. Bruns' Verlag.

1901.

?556. 49.50



Gedruckt bei J. C. C. Bruns, Minden in Westf.



Inhalts-Verzeichnis.

Vom lichten Leben.

Sonne.

Vom dunklen Leben.

Liebe.

Tagebuch.

—⊱ VIII ⊰—

Großstadt.



Ludwig Jacobowski.

Ein Lebens- und Charakterbild des Dichters.





Ein jäher Tod hat am 2. Dezember 1900 Ludwig Jacobowski aus einem arbeitsreichen und hoffnungsvollen Leben gerissen. Was mit ihm zu Grabe getragen worden ist, davon dürften nur diejenigen eine rechte Vorstellung haben, die ihm so nahe standen, daß er in den letzten Zeiten seines Lebens von seinen Ideen und Plänen mit ihnen sprach. Denn man mußte bei allem, was er geleistet hatte, stets einen Zusatz machen. Er machte ihn selbst. Er war nur mit sich zufrieden, wenn er große Aufgaben vor sich sah. Ein zweifacher Glaube beseelte ihn. Der eine bestand darin, daß das Leben nur lebenswert ist, wenn man seine Persönlichkeit in ihrer Leistungsfähigkeit rastlos steigert; der andere, daß der Mensch nicht bloß sich selbst gehört, sondern der Gemeinschaft, und daß nur der sein Dasein verdient, der den anderen so nützlich ist, wie er es nur sein kann. Unter dem Einflusse solcher Empfindungen erweiterte er die Kreise seiner Thätigkeit fortwährend. Es waren für ihn und für andere schöne Augenblicke, wenn er von dem sprach, was er vorhatte. Die Art, wie er sprach, erweckte immer den Glauben, er werde erreichen, was er wollte. Er schreckte vor keinen Hindernissen zurück.

Nicht vor solchen, die in ihm lagen, und auch nicht vor denen, die ihm auf dem Wege begegneten. Menschen, die so viel an sich arbeiten, um sich zu ihren Aufgaben zu befähigen, giebt es wenige. Er hatte zum Grunde seines Wesens das höchste Vertrauen. Aber er glaubte nie, daß es ihm leicht sein werde, diesen Grund aus sich herauszuarbeiten. Er durfte mit tiefster Befriedigung zurückblicken auf die Arbeit, die er gethan hatte, um sich zu dem emporzuarbeiten, zu dem er geworden ist. Aber er hat diese Befriedigung wohl nie an sich, sondern nur deshalb empfunden, weil aus ihr das Gefühl entsprang, daß seine Arbeitskraft auch in der Zukunft jedem Hindernisse gewachsen sein werde. Über seinem Schreibtisch hing ein Zettel mit Kernsprüchen. Darauf standen auch die Goetheschen Sätze:

Kaum bist du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst du dich schon Übermensch genug,
Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen.
Wieviel bist du von anderen verschieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden.

Das Wesen seines Denkens und Fühlens ist in diesen Sätzen ausgesprochen. Das Leben als Pflicht aufzufassen, gehörte zum Innersten seiner Natur. Denn mit dieser Gesinnung lebte er von Kindheit an. Es ist, als wenn er schon als Knabe die Empfindung gehabt hätte: scheue keine Arbeit an dir, denn du wirst einst als Mann viel von dir selbst fordern, und wehe, wenn du dich nicht widerstandsfähig gemacht hast!

Ludwig Jacobowski wurde am 21. Januar 1868 zu Strelno in der Provinz Posen als der dritte

Sohn eines Kaufmanns geboren. In dem kleinen Kreisstädtchen, ein paar Meilen von der russischen Grenze entfernt, verlebte er seine ersten fünf Kinderjahre. Im April 1874 siedelten seine Eltern nach Berlin über. Der Knabe besuchte hier zunächst die Luthersche Knabenschule. Da war er ein fleißiger, strebsamer Schüler. Das blieb auch so, als er die Sexta der Louisenstädtischen Oberrealschule bezog. Von der Quinta ab wurde das anders. Der Fleiß hatte nachgelassen, und die Freude am Unterrichte war keine große. Er mußte wieder in die Luthersche Knabenschule zurückgebracht werden. Eine Augenoperation, die damals an ihm vorgenommen werden mußte, und der Umstand, daß er wegen eines Sprachfehlers eine Sprachschule besuchen mußte, sind auf die Grundstimmung des Knaben von tiefem Einflusse gewesen. Die Empfindung, daß er sein Inneres durch eine rauhe, spröde Oberfläche durcharbeiten müsse, fand in dieser Zeit reiche Nahrung. Solche Empfindungen haben ihm unzählige trübe Stunden bereitet. Ein Niederschlag dieser Stunden ist wohl nie aus seiner Seele gewichen. Aber stets stellte sich zu solchen Gefühlen der Gegenpol ein: du mußt deinen Willen stählen, du mußt aus dir heraus ersetzen, was dir das Schicksal versagt hat. Die Niedergeschlagenheit war bei ihm immer nur der Boden, aus dem seine schier unbegrenzte Energie hervorwuchs. Als er zwölf Jahre zählte, verlor er die Mutter. Das Schicksal sorgte dafür, daß sich sein Leben auf einem ernsten Untergrund erbaute. In seinem zwanzigsten Lebensjahre mußte er auch seinem Vater zum Grabe folgen; zwei Brüder sah

er in der Blüte der Jahre dahinsterben. Sein zielsicherer Wille und sein Lebensmut wuchsen immer wieder aus den düsteren Erlebnissen heraus. Das Goethesche Wort „Über Gräber vorwärts“ gehörte auch zu denen, die man auf dem Zettel über seinem Schreibtisch lesen konnte.

Eine völlige Umwandlung ging in dem Knaben vor sich, als er, etwa von seinem dreizehnten Jahre an, sich in die Schätze des deutschen Geisteslebens zu vertiefen begann. Für den idealistischen Zug seiner Seele ist es bezeichnend, daß er sich in dieser Zeit mit wahrer Inbrunst zu Schillers Schöpfungen hingezogen fühlte. So schuf er sich selbst die Gegenstände seines Interesses, die er in der Schule zunächst hatte nicht finden können. Als er dann wieder in die Louisenstädtische Oberrealschule zurückkehrte, reihte er sich den guten Schülern immer mehr ein. Er hatte nunmehr von sich aus den Weg gefunden, auf dem ihm die Außenwelt Verständnis abrang. In der obersten Klasse war er so weit, daß er auf Grund guter schriftlicher Arbeiten von dem mündlichen Abiturientenexamen dispensiert wurde. Er bestand dieses Examen am 30. September 1887.

Großen Einfluß hatte auf Ludwig Jacobowskis Entwickelung die Freundschaft mit einem Knaben, der als Obersekundaner starb. Das war ein begabter Knabe, der insbesondere für Mathematisches bedeutende Fähigkeiten entwickelte. Diese Freundschaft war ein gutes Gegengewicht gegenüber Jacobowskis mehr auf das rein Litterarische hinneigenden geistigen Interessen. Ein Verständnis für echte, ja, exakte wissenschaftliche Strenge, die ihm dann

für das Leben blieb, wurde damals in Jacobowski gepflanzt. Das bewirkte, daß er stets einen offenen Sinn hatte für die großen Errungenschaften der Naturforschung und deren weittragende Bedeutung für das ganze Denken und Fühlen der modernen Menschheit. In hingebender Treue dachte er denn auch sein ganzes späteres Leben hindurch des früh verstorbenen Jugendfreundes. „Dem setze ich noch einmal ein dichterisches Denkmal," waren die Worte, die ich von ihm hörte, und die begleitet waren von einem unbeschreiblichen Blick der Dankbarkeit.

Wie weitgehend Ludwig Jacobowskis Interessen waren, das bezeugt der Gang seiner Universitätsstudien. Er war vom Oktober 1887 bis Oktober 1889 in Berlin, dann in Freiburg i. B. bis Ostern 1890 inskribiert. Philosophische, historische und litteraturgeschichtliche Vorlesungen besucht er zunächst. Bald erweitert sich der Kreis. Die Kulturgeschichte, die Psychologie und die Nationalökonomie treten hinzu. Man sieht, wie sich eine Hauptneigung immer mehr herausbildet. Er will die Entwickelung der menschlichen Phantasie verstehen. Alles wird um dieses Grundinteresses willen getrieben. Im Jahre 1891 erwirbt er sich den Doktor in Freiburg mit einer Abhandlung: „Klinger und Shakespeare; ein Beitrag zur Shakespearomanie der Sturm- und Drangperiode." Aus den Schlußsätzen geht klar hervor, welche Gestalt seine Vorstellungen angenommen haben. „Die Litteraturgeschichte sollte mit Lob und Tadel endlich aufhören. Beides gehört einer romantischen Periode der Kritik an. Eine moderne Kritik — von der erste Spuren

in Frankreich bei Sainte-Beuve, Taine u. a. zu entdecken sind — hat jenseits zu wohnen von „Gut und Schlecht", von „Lob und Tadel". Psychologisches Verständnis ist das einzige und erste, was die Kritik erreichen kann. Deshalb hat man Klingers Abhängigkeit von dem großen Briten, psychologisch zu begreifen, als etwas Naturnotwendiges aufzufassen. Und Urteile gegen Notwendigkeiten psychologischer Art sind entschieden überflüssig und falsch. Wenn daher Hettner sagt, Klinger habe in Shakespeare „den Freibrief für alles Seltsame und Absonderliche, für alles Rohe und Ungeschlachte gesehen", so ist dieses Urteil durchaus abzulehnen. Klinger hat in Shakespeare nur ein geniales Vorbild gesehen. Seine impressionable, empfängliche Natur, die unterstützt wurde durch ein ausgezeichnetes Gedächtnis, mußte eine große Anzahl Shakespearescher Motive in sich aufspeichern, verarbeiten und reproduzieren. In diesem psychologischen „Muß" liegt eine ästhetische Rechtfertigung seiner Abhängigkeit von Shakespeare."

Auf die Gesetzmäßigkeiten in der Entwickelung des Menschengeistes war Jacobowskis Denken fortan gerichtet. Er trug auch die Ueberzeugung in sich, daß die Dichtung aus einer tief in die Menschenseele gelegten Notwendigkeit erwächst. Das zog ihn zum Studium der Volkspoesie hin. Überall hielt er bei den primitiven Kulturen der Urvölker und Wilden Umschau, um zu sehen, wie aus dem Vorstellungs- und Empfindungsleben des Menschen mit Notwendigkeit die Dichtung erwächst. Er hat sich aus solchen Studien heraus ein tiefes Ver-

ständnis dafür geholt, was wahrhaft den Namen Poesie verdient. Es gehörte zu seinen Eigentümlichkeiten, daß alsbald alles, was er sich wissenschaftlich erarbeitete, in sein Gefühl eindrang und ihm ein sicheres Urteil gab. Es war im höchsten Grade genußreich, ihm zuzuhören, wenn er an den geringsten Einzelheiten eines Gedichtes zeigte, inwiefern etwas wirklich poetisch ist oder nicht. Daß sich in der entwickeltsten Kunstdichtung die Kennzeichen wiederholen, die an der primitivsten Poesie wahrzunehmen sind, davon ging er aus. Damit soll aber durchaus nicht gesagt werden, daß Jacobowski bei seinem eigenen künstlerischen Schaffen oder auch nur in seinem ästhetischen Urteil von der Reflexion ausging. Die Erkenntnis vertrug sich bei ihm völlig mit der Ursprünglichkeit, ja, Naivität des Schaffens und Empfindens.

In seinem einundzwanzigsten Lebensjahre konnte Ludwig Jacobowski bereits ein Bändchen Gedichte „Aus bewegten Stunden“ erscheinen lassen (Dresden und Leipzig, 1889). Es ist der Niederschlag eines Jugendlebens, das reichlich mit Schmerzen und Entbehrungen gerungen, das zwischen trüben Stimmungen und frohen Hoffnungen hin und her getrieben worden ist. Ein großes Streben, ein Leben in schönen Idealen, das unsicher und ängstlich nach Form und Sprache ringt. Echte Jugenddichtungen, die aber aus einer ernsten Grundstimmung hervorbrechen. Eines fällt an diesen Gedichten auf, was tief charakteristisch ist für den Dichter. Er ist von den vorübergehenden Zeitströmungen seiner Umgebung fast ganz frei. Der

Tag mit seinen Schlagworten, die herrschenden Richtungen der Litteraturcliquen haben keinen Einfluß auf ihn. Wenn er es auch auf noch jugendliche Art thut: er ringt mit Idealen, die höher sind als die seiner Zeitgenossen. Zu den Stürmern, die, auf nichts gestützt, von sich aus sogleich eine neue Epoche des Geisteslebens zählen, gehört er nicht.

Es waren schwere Zeiten, die der junge Mann vor und nach dem Abschluß seiner Universitätsstudien durchlebte. Er war damals auch in der Schuhwarenfabrik der Familie thätig. Zwischen geschäftlichen Verrichtungen lagen die Stunden, in denen er seine Verse schrieb, in denen er seinen Studien über die Entstehung und den Entwickelungsgang der Poesie oblag. Dennoch folgte auf seinen ersten Gedichtband nach einem Jahre ein zweiter, „Funken", und in demselben Jahre erschien eine prächtige Arbeit über „Die Anfänge der Poesie, Grundlegung zu einer realistischen Entwickelungsgeschichte der Poesie" (Dresden, 1890). Die Arbeiten Gustav Theodor Fechners auf dem Gebiete der Ästhetik hatten auf Jacobowski einen tiefen Eindruck gemacht. In der „Vorschule der Ästhetik" dieses Denkers sah er ein grundlegendes Werk für alle zukünftigen ästhetischen Studien. Fechner hatte, nach seiner Meinung, diese Studien aus der Sphäre willkürlicher Vorstellungen auf den sicheren Boden der Wirklichkeit gestellt. Nicht aus der Spekulation heraus sollten die Gesetze des künstlerischen Schaffens gewonnen werden, sondern aus der naturwissenschaftlichen und psychologischen Betrachtung der Menschennatur müssen sie hergeleitet werden. In

einem Aufsatz „Primitive Erzählungskunst“ hat sich Jacobowski mit folgenden Sätzen über seine Anschauungen in dieser Beziehung ausgesprochen. „Erst in jüngster Zeit hat die Psychologie gelernt, sich bei wilden Stämmen und bei Kindern umzusehen. Hoffen wir, daß die Ästhetik und Poetik ihr folgen werden. Die Anfänge sind bereits gemacht, aber für die Erkenntnis der ästhetischen Funktionen des Kindes ist noch viel zu thun. Hoffen wir, daß die Zeit uns auch auf diesem Gebiete reife Früchte bringt. Dann erst wird es möglich sein, die gesamten Keime der Poesie klarzulegen, aus der der herrlichste Baum erwuchs, der im Paradies der Erde gewachsen ..... Für eine Entwickelungsgeschichte der Poesie ist es stets von Wert, neben dem Studium der primitiven Völker auch die Erzeugnisse der kindlichen Seele aufmerksam zu verfolgen.“ Von solchen Gesichtspunkten ausgehend, hat Jacobowski eine Reihe von Aufsätzen über Entwickelungsgeschichte der Poesie geschrieben. Es seien genannt: Märchen und Fabeln der Basuto-Neger. Beilage zur Münchener Allg. Ztg., 11. März 1896. Arabische Volkspoesie in Nordafrika. Beilage der Vossischen Zeitung, 10. März 1895. Geschichten und Lieder der Afrikaner. Magazin für Litteratur, 1896, Nr. 30, und Münchener Allg. Ztg., 24. Juli 1896, sowie Beilage der Voss. Zeitung, 11. Okt. 1896. Das Weib in der Poesie der Hottentoten. Globus, Band 70, 1896, Nr. 11 u. f. — Als dann Karl Büchers „Arbeit und Rhythmus“ erschien, begrüßte Jacobowski in diesem Buche eine schöne Frucht desjenigen Standpunktes, den er selbst in der

Entwickelungsgeschichte der Poesie zu dem seinigen gemacht hatte.

Alles, was Jacobowski auf diesem Gebiete unternahm, sah er als Vorarbeit zu einem großen Werke über eine realistische Entwickelungsgeschichte der Poesie an. Unermüdlich war er im Zusammentragen von Material für diese Arbeit. Eingehend beschäftigte er sich mit kulturgeschichtlichen Studien, aus denen ihm die Genesis des poetischen Schaffens vor Augen treten sollte. Er war namentlich mit den kulturgeschichtlichen Forschungen der Engländer gründlich vertraut. Eine Fülle von Aufzeichnungen über das Leben primitiver Menschen hat er hinterlassen. In solchen Arbeiten entwickelte er einen unvergleichlichen Fleiß, und in der Verarbeitung des Stoffes zeichnete ihn ein umfassender Sinn und ein treffsicheres Urteil aus. Die Freunde, die er im Beginne der neunziger Jahre hatte, waren der Ansicht, daß auf diesem Gebiete seine eigentliche Begabung liege, und daß er als Gelehrter einstmals Großes leisten werde. — Er selbst verfolgte mit hingebender Liebe und Ausdauer diese Dinge, in der Absicht, ein grundlegendes Werk über „Entwickelungsgeschichte der Poesie“ dereinst zu versuchen. Den Mittelpunkt seines Schaffens bildete aber diese gelehrte Thätigkeit zunächst nicht.

In diesem Mittelpunkte standen seine eigenen dichterischen Leistungen. Um ihretwillen wollte er in erster Linie leben. Daß er im Kerne seines Wesens ein Dichter war, daran zweifelte er wohl keinen Augenblick. Ob dieser Kern durch eine harte Schale durchdringen werde, das mag ihm aber wohl

oft als eine bange Frage an sich selbst vor die Seele getreten sein.

Zwischen zwei Extremen wurde Jacobowskis Seele hin und her bewegt. Ein starker, unbeugsamer Wille war in ihm neben einem weichen, sensitiven Gemüt, in dem die Vorgänge der Außenwelt, mit denen er in Berührung kam, scharfe Spuren hinterließen. Und es war ihm Lebensbedürfnis, im vornehmsten Sinne des Wortes, den Wert seiner Persönlichkeit zu fühlen. Alles, was ihm in dieser Richtung störend in den Weg trat, versetzte ihn in die tiefste Verstimmung. Man denke sich ihn mit einer solchen Gemütsanlage in den neunziger Jahren inmitten der brutalen Äußerungen eines für feinere Naturen einfach unverständlichen Antisemitismus. Und man denke sich seine idealistische Denkweise in einer Zeit, in der er Strebertum, rohen Kampf um niedere Güter, frivoles Spiel mit heiligen Gefühlen Tag für Tag frecher überhandnehmen sah. Welche Stimmungen durch den Anblick solchen Treibens in ihm aufgerüttelt wurden, davon erzählt mit kräftigen Worten sein Erstlingsroman „Werther, der Jude", der 1892 erschienen ist. Er hat ihn in Entbehrungen und wahren Seelenqualen geschrieben.

Unter den ethischen Anschauungen des Vaters und unter den Vorurteilen, die sich gegen den jungen Juden richten, leidet Wolff. Die Geldspekulationen des Vaters bringen den Lehrer des Sohnes, an dem dieser mit wahrer Verehrung hängt, um sein Vermögen. Die Leidenschaft, die Wolff zu der Frau dieses Lehrers faßt, macht den jungen

Mann zum Betrüger an dem väterlichen Freunde. Dabei zerstört ihm dieselbe Leidenschaft zugleich sein schönes Liebesband zu einem Kinde aus dem Volke, das in freiwilligem Tode Erlösung sucht von den Qualen, die ihm die Neigung zu dem Studenten gebracht hat. Die Willenskraft des jungen Mannes ist nicht stark genug, um ihm einen Weg zu weisen durch die Kontraste, in die ihn das Leben wirft, und durch die Wirrnisse, in die ihn seine eigenen Leidenschaften versetzten. Sein humaner Sinn entfremdet ihn den Menschen, an die ihn die natürlichen Lebensbande knüpfen. Gleichzeitig lasten diese Bande schwer auf ihm. Die Welt stößt ihn zurück wegen seiner Zugehörigkeit zu Menschen, deren Fehler er selbst tief verabscheut. — In diesem Einzelschicksal läßt Jacobowski das Schicksal des modernen Juden sich spiegeln. Mit Herzblut ist der Roman geschrieben. Es ist eine Psychologie darin, deren Studienobjekt die eigene blutende Seele war. Man mag dem Roman vorwerfen, daß ihn ein junger Mann geschrieben hat, der nicht Ruhe und Zeit zur objektiven Seelenbeobachtung gefunden hat, weil die Erlebnisse der eigenen Seele noch zu sehr danach streben, einen Ausdruck zu finden. Man mag auch sagen, das künstlerische Kompositionstalent Jacobowskis war damals noch nicht groß. Eines wird man zugestehen müssen: man hat es mit dem Dokument einer Menschenseele zu thun, deren tragische Grundtöne zu jedem Herzen sprechen müssen, das nicht verhärtet ist gegen die Leiden eines idealistisch gestimmten Gemütes. Ein solches Herz wird für alle Fehler der Erzählung

entschädigt durch die tiefe Wahrheit, mit der sich eine Persönlichkeit nach einer Seite ihres Wesens rückhaltlos ausspricht. — Wer Jacobowski nahe gestanden hat, kennt diese Seite seines Wesens. Es war diejenige, gegen welche die Energie seines Willens immer wieder ankämpfen mußte. Man darf bei ihm von einer hochgesteigerten Empfindlichkeit sprechen gegenüber allem, was wider die berechtigten Ansprüche seiner Persönlichkeit auf volle Achtung und Geltung bei der Mitwelt gerichtet war. Und daneben lebte in ihm ein seltenes Bedürfnis nach Anteilnahme an allem, was lebenswert ist. Seine Hingabe an Personen, sein Aufgehen in der Außenwelt flößte ihm eine fortwährende Furcht ein, er könne sich verlieren. Jacobowski ist nicht Werther. Aber das Wertherschicksal ist ein solches, gegen das sich Jacobowski in sich selbst fortwährend schützen mußte. Es stand ihm damals, als er den Werther schrieb, wohl klar die Möglichkeit vor Augen, ein Werther zu werden. Deshalb ist der Roman eine Auseinandersetzung mit sich selbst.

Wer so viel in ein Werk gelegt hat, wie Jacobowski in seinen Werther, dem kann es wohl nicht gleichgiltig sein, wenn er auf eine taube Mitwelt stößt. Nichts war zu bemerken von einer Anerkennung des ohne Zweifel ehrlichen Wollens und der ebenso zweifellosen Begabung. Man kann den Druck, den diese Erfolglosigkeit auf den jungen Dichter ausübte, ihm nachfühlen. Er gestand es später, wenn er von diesen Tagen sprach, ehrlich zu, wie er unter dieser Erfolglosigkeit gelitten hat.

zu den unbescheidenen Naturen, denen gar keine Zweifel aufstoßen an der eigenen Begabung, gehörte er eben nicht. Eine aufmunternde Anerkennung wäre ihm in dieser Zeit sehr wertvoll gewesen. Man darf die Thatsache, daß nunmehr kurze Zeit sein dichterisches Schaffen zurücktrat hinter einer starken Beschäftigung mit politischen Fragen, dem Umstande zuschreiben, daß ihm eine solche Anerkennung fehlte. Sein Anteil an politischen Fragen war aber kein solcher, der sich in den Interessen des Tages verliert. Das Politische wurde von ihm stets in Verbindung mit der Kulturentwickelung betrachtet. Das letzte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts war nur zu geeignet, scharfen Köpfen mit weitem Horizont die mannigfaltigsten Fragen vorzulegen. Die Aufhebung des Sozialistengesetzes hat die soziale Bewegung in ihrer kulturellen Bedeutung auch äußerlich zur machtvollen Erscheinung werden lassen. Die alten Parteien waren in sich zerfallen; ihre Ideen, ihre Schwungkraft erwiesen sich der immer fortschreitenden Entwickelung nicht mehr gewachsen. Alte, reaktionäre Mächte glaubten ihre Zeit neuerdings gekommen. Schlagworte und dunkle Instinkte fingen an, auf breitere Massen eine Wirkung auszuüben, die man ihnen seit langem nicht mehr zugetraut hätte. Von einem dieser dunklen Instinkte, dem antisemitischen, wurde Jacobowskis Aufmerksamkeit besonders erregt. Er verletzte ihn tief in seinen persönlichsten Empfindungen. Nicht etwa deshalb, weil er mit diesen Empfindungen an dem Judentume hing. Das war durchaus nicht der Fall. Jacobowski gehörte vielmehr zu denen,

die mit ihrer inneren Entwickelung längst über das Judentum hinausgewachsen waren. Er gehörte aber auch zu denen, die in tragischer Weise fühlen mußten, welche Zweifel man einem solchen Hinauswachsen aus blinden Vorurteilen heraus entgegenbrachte. — Diese blinden Vorurteile waren aber nur eine Teilerscheinung. Sie gehörten der mächtigen Strömung an, zu der sich eine Summe von reaktionären Ideen immer mehr herausgestaltete. Man glaubte, dieser Strömung eine ideale Grundlage zu schaffen, wenn man die herrschenden Weltanschauungen von neuem mit christlichen Ideen durchdrang. Das Schlagwort „praktisches Christentum" beherrschte die Köpfe. Und der Gedanke, daß der Staat auf christlichen Grundfesten erbaut werden müsse, schien weithin eine mächtige Anziehungskraft zu üben. — Das veranlaßte Jacobowski, sich mit solchen Anschauungen auseinanderzusetzen. Seine umfangreiche „Studie" über den „Christlichen Staat und seine Zukunft" (Berlin, 1894, Verlag von Carl Duncker) ist ein Ergebnis dieser Auseinandersetzungen. Die Beschäftigung mit kulturhistorischen Problemen gab der „Studie" eine gediegene Unterlage. Er untersucht sorgfältig den Einfluß der Kirche auf die Staaten. Er läßt die Geschichte ihr bedeutsames Urteil darüber sprechen, inwiefern die Kirche in den Entwickelungsgang der abendländischen Menschheit eingegriffen hat. Und um die sittlichen Grundlagen des Staates zu erkennen, beschäftigt er sich mit den Wandlungen der sittlichen Vorstellungen verschiedener Völker. Das Ergebnis, zu dem er kommt, wird von Einsichtigen sich kaum bezweifeln lassen: „Das Ende

des christlichen Staates ist für die einsichtigen Parteien Deutschlands eine Thatsache, gegen welche dessen berufene Vertreterin, die konservative Partei, vergebens Sturm laufen wird. Die zwingende Logik der Geschichte war bisher immer stärker, als die beschränkten Einzelwünsche und Sonderinteressen politischer Parteien. Und so ist es Thatsache, daß der christliche Staat in allen europäischen Staaten immer mehr und mehr zerbröckelt.“ Im zweiten Teile der Studie verfolgt Jacobowski die in der Gegenwart liegenden Ansätze zu neuen Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung: den nationalen, den ethischen Staat, die freie christliche Gemeinschaft, die freie ethische Gemeinschaft. Eine anregende Untersuchung stellt er an über die Lebensfähigkeit der verschiedenen jungen Zukunftsideale. — Ein wirkliches Resultat kann eine solche Auseinandersetzung wegen der Jugend dieser Ideale nicht liefern. „Niemand weiß, wer den ‚christlichen Staat‘ ersetzen, niemand, ob diese Ablösung unter friedlichen Bedingungen vor sich gehen wird.“ Für Jacobowski selbst aber hatte die Studie eine große Bedeutung. Er hatte durch sie erlangt, ohne was er, seiner ganzen Anlage nach, nicht hätte leben können: er hatte sich das Verständnis der Mitwelt angeeignet.

Der Kampf mit der Umwelt ist auch das Problem, das er im Jahre 1894 zum Gegenstande einer dramatischen Arbeit macht. Er schreibt in kurzer Zeit, von April bis Juni des genannten Jahres, „Diyab, der Narr; Komödie in drei Akten.“ — Wie der „Werther“ die eine Seite in Jacobowskis

Wesen, seine Gefühlswelt, darstellt, so der „Diyab“ seine gegen alle Störungen sich immer wieder behauptende Willenskraft. Beim „Werther“ liegt die mehr oder weniger unbewußte Empfindung zum Grunde: gegen diese Äußerungen in meiner Natur habe ich mich zu wehren; beim „Diyab“ dürfte in ebensolcher Weise das Gefühl sprechen: so muß ich zur Außenwelt stehen, wenn ich meinen Weg machen will. — Der Sohn des Scheikhs, Diyab, ist von einer weißen Mutter geboren und wird deshalb als ein Ausgestoßener betrachtet. Der Hohn der ganzen Umgebung verfolgt ihn. Er rettet sich vor diesem Spotte, indem er sich in die Einsamkeit seines Innern flüchtet und sich dadurch über allen Spott der Mitwelt erhebt. Er wird denen überlegen, die ihn verspotten. Sie wissen nichts von seinem innersten Selbst. Er verbirgt ihnen das und spielt den Narren. Sie mögen ihn in dieser Maske verhöhnen. Sein eigenes Selbst aber wächst draußen in der Einsamkeit, wo die Palmen sind. Da liegt er zwischen den Bäumen des Waldes, nur sich lebend und seinen Plänen. Er pflegt seine Kräfte bis zu einer Stärke, die ihn später zum Retter seines Stammes macht. Die ihn früher verspottet haben, schrecken dann vor der Feindesmacht zurück; und er, der Ausgestoßene, überwindet diese. Der Willensstarke setzte die Maske des Narren nur auf, um, unerkannt von den anderen, sich zum Schmied seines Glückes machen zu können. Hinter der Narrenmaske reift die Persönlichkeit heran, die Rache nimmt für die Behandlung, die ihr und ihrer Mutter zu teil geworden ist, die Persönlichkeit, die sich

durch Kühnheit und Kraft den Thron des Scheikhs und die Geliebte erobert.

Nicht wie „Werther“ mit blutendem, dafür aber mit hochklopfendem Herzen ist „Diyab“ geschrieben. Er ist in der Zeit entstanden, in welcher Jacobowski sich erst völlig selbst fand. Eine innere Sicherheit bricht sich durch, die ihn vor Verstimmungen, wie sie nach dem geringen äußern Erfolg seines „Werther“ eintraten, bewahrt. — Man darf von dieser Zeit an eine neue Periode in Jacobowskis Streben ansetzen. Auch in seiner Lebensführung tritt eine Änderung ein. Es erfolgt die Loslösung von einem Freunde, einem Lyriker, der sogleich bei seinem Auftreten viel Erfolg hatte. Zweifellos hat Jacobowski dieser Freundschaft viel verdankt. Die Kritik, die allen seinen Leistungen von dieser Seite entgegengebracht worden ist, war ein fortwährender Ansporn zur Selbstzucht. Er gedachte immer nur in Dankbarkeit dieser Jugendfreundschaft. Aber sie mußte aufhören, wenn Jacobowski sich vollends selbst finden wollte. Das Gefühl, daß er geistige Einsamkeit, völliges Angewiesensein auf sich selbst brauche, hat auf seiten Jacobowskis die Entfremdung von dem Freunde herbeigeführt.

Eine Art Abschluß seiner ersten Schaffensperiode bildet die Gedichtsammlung „Aus Tag und Traum“ (1895, S. Calvary, Berlin). Ein treues Spiegelbild aller der Kämpfe seines dritten Lebensjahrzehntes sind die drei lyrischen Sammlungen Jacobowskis. Das Streben nach Schlichtheit, nach Volkstümlichkeit in der Kunstform ist ein Grundzug seiner Dichtungen. Ein echter Idealismus lebt sich

in Stimmungsbildern aus, die Anschaulichkeit und Plastik suchen. Eine gewisse symbolische Vorstellungsweise bringt vielfach durch. Vorgänge der eigenen Seele werden durch Ereignisse der Natur versinnlicht. Während in den ersten Jugendgedichten das Gedankliche noch überwiegt, tritt später eine volle Wirklichkeitsanschauung immer mehr in den Vordergrund. Zunächst ist es das eigene Innere, das den Dichter beschäftigt.

Aus des Tages Lust und Schmerzen
Webt das All ein Schlummerlied,
Das in müde Menschenherzen,
Süßen Frieden bringend, zieht,
Wenn die Seele nimmer nahet
Sich der Wahrheit Götterbild
Nachtumhüllt.

Nachher ringt sich unser Dichter durch zur Gestaltung der Außenwelt. Er bringt die Natur zum Sprechen. Er personifiziert die Wirklichkeit. Er hält mit ihr Zwiesprach. Ineinander schlingen sich die Geheimnisse des Naturwirkens und die eigene Empfindungswelt. Aus solchem Ineinanderwirken stammen Dichtungen, wie die zarte „Waldesträume“ in „Aus Tag und Traum“:

Die Sonne breitet ihren Segen
Wie einen gold'nen Teppich aus.
Waldmeister duftet in den Wegen,
Und Rotdorn streut die Blüten aus.

Nur Sonnenglanz und Himmelsbläue
Durchflirrt das kühle Blätterdach.
Der Wanderfalk mit hellem Schreie
Hält mich auf weichem Moose wach.

Nun er verstummt ist in der Schwüle,
Träum' ich verschlafen vor mich hin
Und träume, daß im duft'gen Pfühle
Ich selber Halm und Blüte bin ....

Tief gegründet in Jacobowskis Wesen war stets ein fester Glaube an die Harmonie des All, an eine Sonne in dem Ablauf jedes Menschenschicksals. Über manches Trübe in seinen persönlichen Geschicken hat ihm wohl nur dieser Glaube im Mittelpunkte seiner Seele hinweggeholfen. Er litt schwer an diesen persönlichen Erlebnissen; aber in seiner Lebensauffassung war etwas, was doch immer wieder wie Licht wirkte. Er hätte sich nicht so schätzen können, wie er es wollte, wenn er in sich nicht die Kraft gefühlt hätte, selbst Licht in sein Dunkel zu bringen. So stählt er denn diese Kraft, so arbeitet er unablässig an sich selbst. Und dieses Arbeiten gebiert ihm stets neue Hoffnungen, hebt ihn hinweg über Stimmungen, wie sich eine ausspricht in dem ergreifenden „Warum?" („Aus Tag und Traum"):

.... Als ich zum ersten Sommertag erwacht,
Da harrte draußen schon die finstre Nacht.
Sah ich zum goldenen Sonnenlicht empor,
Schob grau die Regenwolke sich davor;
Und streckt' ich jauchzend meine Kinderhand
Zum Rosenstrauch, der ganz in Blüten stand,
Da wehrten Dornen meinem Übermut,
Und aus der Freude rann das rote Blut ....

Tief in des Dichters Seele weist der schwermütige Cyclus „Martha" in „Aus Tag und Traum". Er umschließt einen elegischen Grundton, der bis zu Jacobowskis Tode in seinem Herzen nachzitterte. Ein jäher Tod hatte ihm 1891 die Jugendgeliebte

entrissen. Die Erinnerung an sie gehörte fortan zu den Vorstellungen, zu denen er immer wieder zurückkehrte. Die Abgeschiedene lebte in seinem Herzen auf die zarteste Weise fort. In Weihestunden trüber und freudiger Art war sie ihm wie eine Gegenwärtige. Es war eine fortwirkende Treue ganz eigener Art, die er ihr bewahrte. Wenn er von ihr sprach, veränderte sich seine Stimme. Man hatte das Gefühl, als wenn er ihre Gegenwart spüre. Man war dann nicht mit ihm allein. Das machte alle Dichtungen, die sich auf die Jugendgeliebte beziehen, zu so innigen.

Seine Beschäftigung mit politischen Fragen hatte Jacobowski eine Stellung bei einem Blatte und in einer Vereinigung eingebracht, die materielle Sorgen in den letzten Jahren seines kurzen Lebens von ihm fernhielt. Die mit ihm zu thun hatten, konnten seinen Pflichteifer und seine Arbeitskraft innerhalb dieser Stellung immer nur rühmen. Wenn man bedenkt, daß die Beschäftigung in dieser Stellung ihn täglich wieder von neuem herausriß aus seinen litterarischen Arbeiten, dann kann man nicht genug staunen über die Summe dessen, was er trotzdem auf litterarischem Gebiete geleistet hat. Die Zahl der novellistischen Skizzen, die er geschrieben hat, ist eine große, und seine Bethätigung als Kritiker war eine ausgebreitete. Charakteristisch für ihn ist die Stellung, die er seinen kürzeren novellistischen Arbeiten gegenüber einnahm. Er verfaßte solche Skizzen in größerer Zahl in der Mitte der neunziger Jahre. Er sah sie an als Arbeiten, an denen er seinen Stil als Erzähler heranbildete.

In dem Augenblicke, wo er so weit war, daß er sich größere Arbeiten vornehmen durfte, verlor die Arbeit an solchen Skizzen für ihn ihren Reiz.

Als Kritiker zeichnet Jacobowski in hervorragendem Maße die Gabe aus, sich in fremde Leistungen ganz einzuleben, den Kern einer fremden Persönlichkeit aus deren Schöpfungen sofort herauszufühlen. Alles Doktrinäre liegt ihm als Kritiker fern. Seine Urteile entstammen stets einem frischen, ursprünglichen Gefühle. Man sieht es ihnen überall an, daß er mit ganzem Anteil bei der Sache ist, über die er spricht. Letzten Endes will er überhaupt nicht richten, sondern nur verstehen. Seine Freude ist nicht das Verdammen, sondern das Anerkennen. Man liest mit besonderem Genusse die Ausführungen, in denen er mit der ihm eigenen Wärme seine zustimmenden Urteile begründet. — Wer Jacobowskis Thätigkeit als Kritiker aufmerksam verfolgen wollte, würde sehen, wie dieser Mann das geistige Leben seiner Zeit intensiv mitlebte, wie er seine Interessenkreise nach allen Seiten zog.

* * *

In Jacobowskis Nachlaß hat sich eine Sammlung von Skizzen gefunden, deren Ausgabe in Buchform er 1898 vorbereitete. Sie sollten den Titel tragen: „Stumme Welt; Symbole“. Die Sammlung ist bezeichnend für seine Vorstellungsart und sein ganzes inneres Leben in dieser Zeit. Wenn man

die Skizzen durchliest, hat man die Empfindung: Jacobowski war berufen zum Dichter der modernen naturalistischen Weltanschauung. Die neue Naturerkenntnis scheint zunächst etwas Unpoetisches, Nüchternes zu haben. Ihr Eindringen in die rein natürlichen Vorgänge, ihr Bekenntnis zur bloßen, ungeschminkten Wirklichkeit scheint die dichterische Phantasie zu verscheuchen. Jacobowskis „Stumme Welt“ beweist das Gegenteil. Er hatte sich völlig in das naturwissenschaftliche Bekenntnis eingelebt. Er war durchdrungen von der Größe der Anschauung, die aus der Vertiefung in die ewigen, ehernen Gesetze des Alls hervorsprießt. Darwinismus und Entwickelungslehre waren ihm liebe Gedankenkreise. Es ist wahr, sie zerreißen den Schleier, der ehedem die Natur umhüllt hat. Aber, was hinter diesem Schleier hervordringt, ist für den, der zu sehen vermag, nicht so bar der Poesie, wie urkonservativ gestimmte Menschen behaupten wollen. Die wunderbaren Gesetze des Stoffes und der Kräfte gebären poetische Vorstellungen, die an Großartigkeit nichts nachgeben den aus der Menschenseele in die Natur versetzten Bildern früherer Vorstellungswelten. Der moderne Mensch will die Natur nicht mehr auf menschliche Art sprechen lassen. Die ganze mythische Geisterwelt schweigt, wenn das an dem Naturalismus erzogene Ohr auf die Erscheinungen der Natur hinhorcht. Der ewige Kreislauf des Stoffes und der Kräfte scheint eine „stumme Welt“ zu sein. Wer aber diese „stumme Welt“ zum Sprechen zu bringen versteht, der kann ganz neue, herrliche Geheimnisse erlauschen, Mysterien

der Natur, deren harmonische Musik übertönt würde von den einstigen lauten Stimmen anthropomorphistischer Weltanschauungen. Diese Musik der „stummen Welt“ wollte Jacobowski in seiner Skizzensammlung zur Darstellung bringen. — Die neue Naturanschauung beruft sich mit Recht auf Goethe als auf den Stammvater ihrer Ideen. Und wer in Goethes naturwissenschaftliche Schriften sich vertieft, für den werden die Erscheinungen der Welt Buchstaben, aus denen er den Plan des Kosmos in einer neuen Weise lesen und verstehen lernt. Goethe wird von vielen viel zu oberflächlich gelesen. Jacobowski gehörte zu den wenigen, die Goethe gegenüber einen rechten Standort zu gewinnen suchen. Mit einer heiligen Scheu behandelte er alles, was sich auf Goethe bezieht. Er wußte, daß man wächst, wenn man sich den Glauben bewahrt, daß man an Goethe immer Neues lernen könne. Er vertiefte sich früh in die Naturanschauung Goethes. Aber noch in den letzten Tagen seines Lebens konnte man ihn sagen hören: jetzt fange ich an, Goethe zu verstehen. Er sah ein, wie Goethe Führer sein kann, wenn es sich darum handelt, die „stumme Welt“ zum Sprechen zu bringen. Er hat das Bändchen dann nicht erscheinen lassen. Aus der Grundvorstellung, die die Skizzen zusammenhält, erstanden neue Ansätze. Eine kosmische Dichtung sollte daraus erwachsen. Er wollte seinen Geist ausreifen lassen, um die scheinbar entgötterte Welt mit neuem Leben zu durchdringen, um neue Mysterien aus den kosmischen Vorgängen hervorzuzaubern. „Erde“ sollte das Epos von dem geheimnisvoll-

offenbaren Walten der ewigen Naturkräfte heißen. Es steht dem Herausgeber des Nachlasses nicht zu, ein Urteil über die als „Stumme Welt“ (2. Band des Nachlasses) zu veröffentlichenden keimartigen Skizzen eines umfassenden Gedankens zu fällen. Nur die Absichten des Dichters mitzuteilen, betrachtete ich als meine Aufgabe.

Es scheint, daß Jacobowski zunächst seinen Dichterberuf in der Entwickelung seiner Phantasie nach der Richtung hin sah, die er in der „Stummen Welt“ eingeschlagen hatte. Darin ist wohl auch der Grund zu suchen, warum er das Gebiet des Dramatischen, das er im „Diyab“ so verheißungsvoll betreten hatte, vorläufig nicht als ein solches betrachtete, auf dem seine Eigenart voll zur Geltung kommen könne. Gewiß hat auch er, wie andere, daran gedacht, letzten Endes seine künstlerischen Absichten in dramatischen Gestalten ausleben zu lassen. Seine strenge Selbstkritik forderte von ihm aber Zurückhaltung auf jedem Gebiete bis zu dem Augenblicke, in dem er sich zu dem nach seinem Ideale Höchsten in der betreffenden Sphäre gewachsen fühlte. Er hat im Jahre 1896 ein Drama in vier Akten vollendet: „Heimkehr“. Das spielt in der Zeit der Nachwehen des Dreißigjährigen Krieges in Mitteldeutschland. Ein Zeitgemälde im großen Stile ist beabsichtigt. Der Dichter hat nach der Beendigung des Werkes die verschiedensten Urteile von denen gehört, denen er es mitgeteilt hat. Von heller, rückhaltloser Begeisterung bis zum völligen Absprechen sind diese Urteile auseinandergegangen. Jacobowski ließ das Drama zunächst in seinem

Pulte liegen. Er wartete ab, was er selbst in einem späteren Punkte seiner Entwickelung dazu sagen würde. In den Monaten vor seinem Tode wurde ihm das Werk wieder wert. Er hätte es wohl noch umgearbeitet. Da ihm das nicht mehr beschieden war, muß es in der ursprünglichen Gestalt einen Teil seines Nachlasses bilden. Man lernt den Dichter zu einer gewissen Zeit seines Lebens daraus kennen. Von diesem Gesichtspunkte wird man es beurteilen müssen.

Die Erzählungen „Anne-Marie; ein Berliner Idyll“ (1896) und „Der kluge Scheikh“ (1897) gehören einer Übergangsstufe in der Entwickelung Jacobowskis an. Sie zeigen ihn in seinem Streben nach Plastik, nach Anschaulichkeit der Gestalten. Es ist, wenn man sie liest, als ob man die Resignation spürte, die er sich dabei auferlegt hat. Seine größeren Ideen lebten schon damals in seiner Seele. Um ihnen Gestalt zu geben, um sich bei ihnen nicht ins Schemenhafte zu verlieren, mußte er seinem epischen Stile Saft und Kraft geben. Er that es an mehr oder minder anspruchslosen Erzählungen.

Das Symbolisierende seiner Kunst tritt dann deutlich zu Tage in der Sammlung von Erzählungen „Satan lachte und andere Geschichten“ (1897). Man braucht sich nur den Grundgedanken der ersten Erzählung, die dem ganzen den Namen gegeben hat, vorzuhalten, und man vergegenwärtigt sich, was den Grundzug hier ausmacht. Gott hat dem Teufel die Herrschaft über die Erde genommen, indem er den Menschen geschaffen hat. Der

Teufel sichert sich doch seinen Einfluß dadurch, daß er sich des Weibes bemächtigt. In wenigen charakteristischen Strichen werden die dämonischen Mächte des Geschlechtslebens symbolisch hingezeichnet.

Im Jahre 1899 trat nun der Dichter mit dem Kunstwerk auf, das ganz von diesem symbolisierenden Grundzug getragen ist, mit seinem „Roman eines Gottes“: „Loki“. (J. C. C. Bruns' Verlag, Minden in Westf.) Man darf sagen, daß die verschiedenen Neigungen Jacobowskis bei der Schöpfung dieses Werkes wie Zweigflüsse zu einem großen Strome zusammenfließen. Sein Drang, die Volksphantasie zu belauschen und ihr leises Weben zu verstehen, führte ihn dazu, die äußere Handlung von den Gestalten und Vorgängen der germanischen Mythologie herzunehmen. Die Beobachtung des sozialen Lebens veranlaßte ihn, Loki, den „enterbten“ Gott, den Revolutionär der Götterwelt, in den Mittelpunkt zu stellen. Die Psychologie des Menschen, der sich nur durch die Kraft seines Innern, durch seinen starken Willen seine Geltung verschafft, und zwar gegen Widerwärtigkeiten von allen Seiten, legte Jacobowski die Loki-Figur besonders nahe. Werther und Diyab in einer Person, doch mehr Diyab ist Loki. Er ist dies, wie Jacobowski selbst Diyab sein wollte.

Kein wirklicher Vorgang, auch wenn er in idealistischer Kunstform gegeben wäre, hätte zum Ausdrucke bringen können, was der Dichter hat sagen wollen. Die ewigen Kämpfe der menschlichen Seele stehen ihm vor Augen. Die Kämpfe, die sich in den tiefsten Gründen des Gemütes

abspielen. Ort und Zeit, alle begleitenden Erscheinungen sind hier fast gleichgiltig. Die Handlung muß in eine höhere Sphäre gehoben werden. Mögen die einzelnen Ereignisse, die das Leben dem Menschen bringt, diesen oder jenen tragischen oder freudigen Ausgang nehmen: sie tragen alle das Gepräge eines ewigen Kampfes. „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, das heißt vermutlich, der Mensch schuf Gott nach dem seinigen.“ Dies ist ein berühmter Ausspruch Ludwig Feuerbachs. Man könnte ihn erweitern und sagen: wenn der Mensch die tiefsten Vorgänge seines Innern darstellen will, dann muß er das Seelenleben in Götterleben umwandeln; die Urkämpfe in der Tiefe der Brust verkörpern sich zu Götterkämpfen. Weil Jacobowski solche Urkämpfe darstellen wollte, deshalb wurde sein Roman derjenige eines Gottes. Zwischen den zwei Seelen, die in jeder Brust wohnen, spielen sich diese Urkämpfe ab, zwischen der Seele, die Güte, Liebe, Geduld, Freundlichkeit und Schönheit aus sich entspringen läßt, und zwischen der anderen, von der Haß, Feindschaft, Jähzorn kommen. Balder und Loki stehen sich in unaufhörlichem Kriege in jedem Menschengemüte gegenüber. Hamerling hat den Gedanken, der schildert, was in ihm lebte, als er seinen „Ahasver“ schrieb, so ausgesprochen: „Übergreifend, überragend, geheimnisvoll spornend und treibend, die Krisen beschleunigend, als die Verkörperung des ausgleichenden allgemeinen Lebens hinter den strebenden und ringenden Individuen stehend — so dachte ich mir die Gestalt des „Ahasver“. Daß er sich seinen „Loki“ so „über-

greifend", so „überragend", so „als die Verkörperung des ausgleichenden allgemeinen Lebens hinter den strebenden und ringenden Individuen stehend" gedacht hat, das hat Jacobowski in seinen Gesprächen oft betont.

Am offenbarsten werden des Dichters Absichten durch einen Zug in Lokis Wesen. Jacobowski hat im Gespräche immer versichert, daß man ihn erst voll verstehe, wenn man diesen Zug im Wesen seines Götterhelden zu deuten wisse. Loki, der fern von Walhall geborene Gott, das Kind der Göttersünde, das unter Schmerzen und Entbehrungen heranwächst, das nicht seine Mutter und auch nicht seinen Vater kennt: er hat vor allen anderen Göttern etwas voraus.. Ihnen eignet Glück und ewige Freude. Ihm Schmerz und Qual. Er aber hat vor ihnen die Gabe der Weisheit voraus. Er kennt die Zukunft der anderen Götter, die ihnen selbst verborgen ist. Sie leben, aber sie kümmern sich nicht um die Triebkräfte, von denen ihr Leben abhängt. Sie wissen nicht, wohin sie diese Triebkräfte steuern. Nicht das Glück öffnet das geistige Auge, nicht die Freude macht hellsehend, sondern der Schmerz. Deshalb sieht Loki in die Zukunft. Aber eines weiß Loki nicht. Er muß Balder, den Gott der Liebe, hassen. Davon kennt er nicht den Grund. Denn darin ist sein eigenes Schicksal eingeschlossen. Das bleibt auch ihm verborgen. Hier liegt der Zug, an dem die geheimsten Absichten Jacobowskis offenbar werden. Vor der Frage: warum muß der wissende Loki den unwissenden, aber lieb-erfüllten Balder hassen? vor ihr endet Lokis

Weisheit. Damit ist aber auf das Schicksal des Wissens hingedeutet. Es ist sich selbst das größte Rätsel.

Nicht eine Inhaltsangabe oder gar ein Urteil soll hier über „Loki" gegeben werden. Lediglich des Dichters Absichten sollen erzählt werden, wie er sie im Gespräch über das ihm so sehr liebe Werk gern mitgeteilt hat. Er fühlte, daß er mit dem Loki auf seinem Entwickelungswege einen gewaltigen Ruck vorwärts gemacht hatte. Er hatte sich zu dem Glauben durchgerungen, daß die bejahenden Kräfte in seinem Innern siegen werden. Klarheit über alles Verneinende im Menschenschicksal war es vor allen Dingen, was er gesucht hat, und was er durch seine Loki-Dichtung bei sich selbst erreicht hatte. Schönheit, Güte, Liebe sind das Vollkommene in der Welt. Aber das Vollkommene bedarf der zerstörenden Kräfte, wenn es selbst seine volle Aufgabe erfüllen will. Loki ist der ewige Vernichter, der notwendig ist, damit die guten Elemente sich erneuern, der Dämon des Unglücks, den das Glück braucht, der böse Geist des Hasses, von dem die Liebe sich abhebt. Der Schöpfer, der nie seiner Schöpfungen Früchte genießen darf, der Haß, der aller Liebe den Boden schafft: das ist Loki. — Der Mensch, der die Wahrheit sucht, findet auf dem Grunde seiner Seele die zerstörenden Triebe des Lebens. Die dämonischen Loki-Gewalten bedrängen ihn. Sie trüben ihm die leuchtenden Tage des Lebens, die Augenblicke des Glückes. Aber man versteht, man empfindet die „leuchtenden Tage" nur in ihrer rechten Kraft, wenn sie sich abheben von

der Loki-Stimmung. Mit solchen Gefühlen im Hintergrunde hat Jacobowski seine Gedichte aus den Jahren 1896—1898 unter dem Titel „Leuchtende Tage“ (J. C. C. Bruns' Verlag, Minden in Westf., 1900) vereinigt. Es wohnt ihnen eine Leuchtkraft inne, die zwar aus dunklem Grunde erwächst, die aber gerade darum ein um so besseres Leben schafft.

Daß er mit „Loki“ und den „Leuchtenden Tagen“ vor die Mitwelt treten konnte, rief in Jacobowski eine innere Umwandlung hervor. Jetzt hatte er erst das Gefühl, daß er sich selbst zustimmend verhalten dürfe zu seinen Leistungen. Er hatte zu sich nunmehr das Vertrauen, daß sich die strenge Selbstkritik mit den eigenen Schöpfungen in einigem Einklang befinde. Eine innere Ausgeglichenheit kam über ihn. Die Zukunft wurde ihm immer sonniger. Er hatte *sich* gefunden und seinen Glauben, daß „unsere Sterne“ erlösen. Wenn man die Bilder des Dichters aus den aufeinanderfolgenden Lebensabschnitten ansieht, so merkt man den Ausdruck der inneren Wandlung auch an den Gesichtszügen. Ein Zug von Sicherheit, von Harmonie tritt immer mehr auf. Jacobowski hatte eben erst so manchen Strauß mit dem Leben auszufechten, bevor er sich so recht mit ihm versöhnte.

Die Sicherheit, die Geschlossenheit des Charakters hat bei ihm zugleich den Thätigkeitsdrang angeeifert. Er war ein Mann, der sich nur im Wirken glücklich wußte. Das Beschauliche, die einsame, sinnende Betrachtung sparte er sich doch nur für die Feieraugenblicke des Lebens. Seinen „Loki“ hat er in wenigen Wochen, im Jahre 1898 in Tirol

geschrieben, da er losgetrennt war von den Zusammenhängen, in die ihn das Leben stellte. Seine Dichtungen entstanden nur, wenn ihn sein Inneres hinweghob über die Wirklichkeit. Innerhalb dieser Wirklichkeit selbst drängte es ihn aber, nach Kräften am geistigen Leben seiner Zeit mitzuarbeiten. Diesem Drang ist seine Thätigkeit am „Zeitgenossen“ entsprungen, den er 1891 mit Richard Zoozmann zusammen herausgab, und dem allerdings nur ein kurzes Dasein beschieden war. Ein Feld fand er für diesen Drang, als er 1897 die „Gesellschaft“ übernehmen konnte, die Zeitschrift, welche seit der Mitte der achtziger Jahre den Geistern gedient hatte, die nach einer neuen Zeit des litterarischen Lebens sich sehnten. Jacobowskis Bedürfnis nach einer allseitigen Pflege der geistigen Interessen gab den Jahrgängen, die unter seiner Redaktion erschienen, das Gepräge. Er wollte mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln ehrlich dem wahren Kulturfortschritt dienen. Nichts wurde ausgeschlossen, was zu diesem Ziele beitragen konnte. Es ist natürlich, daß eine ausgeprägte Individualität, wie Jacobowski eine war, einer von ihr redigierten Zeitschrift auch einen stark persönlichen Zug geben mußte. Aber er kannte zugleich die Pflicht des Redakteurs, persönliche Neigungen entsprechend in den Hintergrund treten zu lassen. Und er kannte vor allem die Pflicht, jungen Talenten den Weg in die Öffentlichkeit zu bahnen. Er hatte den Mut, auch das zu bewerten, was noch nicht anerkannt war. Er war in solcher Bewertung und Anerkennung selbstlos und von großer Sicherheit des

Urteils. In seinem Entgegenkommen gegenüber jedem berechtigten Streben war er einzig. So viele auch seinen Rat, seine Beihülfe suchten: alle fanden ihn hülfsbereit. Er hat unsagbar vieles ganz im Stillen gewirkt. Und er wußte alles mit Vornehmheit zu thun. — An kleinen Zügen lernte man ihn in der ganzen Güte seines Wesens kennen.

Ein solch kleiner Zug sei hier verzeichnet. Er war kurze Zeit Vorsitzender der „Neuen freien Volksbühne“. Es war bei einem Sommerausflug der Mitglieder dieses Vereins. Jacobowski leitete die Spiele, die im Freien veranstaltet wurden. Es war herzerhebend, zuzusehen, wie er da mit den Kindern tollte, sprang, wie er sich am Wettlauf beteiligte; und wie er sogar als der erste am Ziele anlangte, trotzdem offenbar ganz gute Läufer mitthaten. Und wie er dann den rechten Weg fand, die kleinen Preise an die Kinder zu verteilen. —

Innige Befriedigung fand Jacobowski durch ein Unternehmen, das er 1899 mit seinen „Neuen Liedern der besten neueren Dichter fürs Volk“ ins Leben rief. In einem Heftchen für 10 Pfennige bot er eine Auswahl der besten Schöpfungen der gegenwärtigen Lyrik. Von allen Seiten vernahm er bald den Beweis für die Nützlichkeit seines Unternehmens. Das kleine Heftchen fand überall Eingang. Mit Freuden erzählte er stets, wieviel Glück er mit dieser Sache habe. Er sammelte sorgfältig alles, was er über die Wirkung hörte. Er wollte über das Interesse, das in den weitesten

Kreisen des Volkes für wahre Dichtung herrscht, eine Broschüre, auf Grund seiner Erfahrungen, schreiben. Denn bei alledem hatte er eine große Perspektive. Er wollte dem Ungeschmack, der Rohheit und Verwilderung des Volkes steuern. Der blöde Gassenhauer, die dumme Zote sollten durch wahre Poesie ersetzt werden. Er sagte wiederholt: „Ich habe den Versuch gemacht. Ich hätte vor der Öffentlichkeit rückhaltlos das Geständnis abgelegt, daß der erste Schritt mißlungen sei, wenn das der Fall gewesen wäre.“ Aber er durfte diesen ersten Schritt als einen durchaus gelungenen bezeichnen. Dem gleichen Ziele sollten dann die fortlaufenden Heftchen dienen, die er unter dem Titel „Deutsche Dichter in Auswahl fürs Volk“, ebenfalls zu 10 Pfennigen, (in Kitzlers Verlag, Berlin,) herauszugeben begonnen hatte. Zwei Hefte, „Goethe“ und „Heine“, sind vor längerer Zeit erschienen; das dritte, „Grimms Märchen“, lag bei seinem Tode fertig vor und konnte wenige Wochen nach seinem Heimgange erscheinen. Unermüdlich war er, nach jeder Richtung hin, den Gedanken, der sich in diesen Veröffentlichungen auslebte, fruchtbar zu machen. Er gedachte auch eine Sammlung von Dichtungen für die Armee herauszugeben. In einem interessanten Aufsatze, den er in der „Nation“ veröffentlichte, hat er sich über die gegenwärtige Art der Dichtungen und Gesänge, die im Soldatenleben herrschend sind, ausgesprochen. In solchen Plänen, die im idealen Sinne gemeinnützigen Zielen dienten, eignete ihm eine bewundernswerte Kraft und eine glückliche Handhabung.

Im Zusammenhange mit seinen volkstümlichen Studien und seinen Bestrebungen für die Förderung der Volkskultur steht auch die Veröffentlichung seiner Sammlung „Aus deutscher Seele; ein Buch Volkslieder“ im Jahre 1899 — (J. C. C. Bruns' Verlag, Minden in Westf.). Er wollte die in zahlreichen Büchern in Bibliotheken aufgestapelten volkspoetischen Schätze dem Leben zuführen. Er sagt von diesen Schätzen in seinem Geleitwort: „Ihr Inhalt, da er ungenügend verbreitet wird, macht den platten Gassenhauern der Großstädte und den elenden Sentimentalitäten dummer Operetten Platz. Da schien es mir an der Zeit, soweit die Kraft eines einzelnen und das Verständnis meines dichterischen Vermögens reichen, eine Sammlung herauszugeben, die, nach ästhetischen Gesichtspunkten geordnet, aus dem Wust und Wirrwarr des angehäuften Liederberges einen Teil des wirklich Wertvollen und Herrlichen von neuem dem deutschen Volke darbietet.“ — „Aus deutscher Seele“ durfte Jacobowski bezeichnen als „das Ergebnis dieser Erwägungen und die Frucht vieljähriger, innigster Beschäftigung mit den Wundern der deutschen Volksseele und Volkspoesie“.

Dem Gedanken, wichtige „Fragen der Gegenwart und hervorragende Erscheinungen moderner Kultur“ weiteren Kreisen in ihnen sympathischer Form zugänglich zu machen, entstammt Jacobowskis Plan, eine Sammlung von kleinen Schriften — in Heften von 32—80 Seiten — in zwangloser Folge zu veröffentlichen. Unter dem Titel „Freie Warte, Sammlung moderner Flugschriften“, sind 1900 drei

solcher Hefte erschienen. (J. C. C. Bruns' Verlag, Minden in Westf.) Es sind: „Ernst Haeckel und seine Gegner" (von Dr. Rudolf Steiner), „Sittlichkeit!?!" (von Dr. Matthieu Schwann), „Die Zukunft Englands; eine kulturpolitische Studie" (von Leo Frobenius). Diese und die Titel der Schriften, die in nächster Zeit erscheinen sollten, zeugen davon, wie umfassend sich Jacobowski die Aufgabe dachte, die er sich damit gestellt hatte. Es waren noch angekündigt: Das moderne Lied*); Die Erziehung der Jugend zur Freude; Schiller contra Nietzsche; Hat das deutsche Volk eine Litteratur?; Der Ursprung der Moral. Die Schrift: „Hat das deutsche Volk eine Litteratur?" sollte von Jacobowski selbst herrühren. Er wollte sich darin über die Erfahrungen aussprechen, die zu seinen Volksheften und ähnlichen Bestrebungen geführt haben, und auch über die Ergebnisse solcher Unternehmungen.

Ein weiteres Glied in Jacobowskis Streben, seiner Zeit zu dienen, war die Herausgabe einer „Anthologie romantischer Lyrik" unter dem Titel „Die blaue Blume". Mit Friedrich von Oppeln-Bronikowski zusammen gab er 1900 diese Sammlung mit romantischen Dichtungen aus der Zeit vom Ende des achtzehnten bis zum ausgehenden neunzehnten Jahrhundert heraus. Der über 400 Seiten starke Band beginnt mit Schöpfungen Herders und endet mit einer solchen des Prinzen zu Schönaich-Carolath. Jacobowski hat einen Aufsatz „Zur

*) Wilhelm Mauke, Das moderne Lied. Inzwischen ebenfalls erschienen. (J. C. C. Bruns' Verlag, Minden in Westf.)

Psychologie der romantischen Lyrik" der von Fr. v. Oppeln-Bronikowski gearbeiteten „Einleitung" hinzugefügt. Er glaubte dem Drange der Zeit, aus dem Naturalismus zu einer Art Neuromantik zu kommen, den besten Dienst durch Sammlung der Perlen romantischer Kunst zu leisten.

Die Eigenschaften Jacobowskis, durch die er unmittelbar von Mensch zu Mensch wirkte, die Anregungen, die so von ihm ausgehen konnten, kamen zur Geltung in einer litterarischen Gesellschaft, die er in der letzten Zeit seines Lebens mit einigen Freunden gegründet hatte. Jeden Donnerstag versammelte er im „Nollendorf-Kasino" in der Kleiststraße einen künstlerisch und litterarisch angeregten Kreis unter dem Namen „Die Kommenden" um sich. Jüngere Dichter fanden hier Gelegenheit, ihre Schöpfungen vorzubringen; wichtige Fragen der Kunst oder Erkenntnis wurden in Vorträgen und Diskussionen behandelt. Künstler aller Art besuchten die Gesellschaft, die sich hier allwöchentlich zwanglos zusammenfand; und Ludwig Jacobowski war unabläßig bemüht, immer Neues zu ersinnen, um den Gästen die paar Abendstunden sympathisch zu machen, die sie hier zubrachten. Er hatte auch den Plan gefaßt, mit den Darbietungen dieser Abende Hefte in künstlerischer Ausstattung zusammenzustellen. Das erste war in Arbeit, als er starb. Es wurde von seinen Freunden nach seinem Tode fertiggestellt und, mit Beiträgen aus seinem Nachlaß, zu seinem Gedächtnis, herausgegeben. Die „Kommenden", die sich noch immer allwöchentlich versammeln, pflegen treu das Andenken an ihren Begründer.

Eine äußere Veranlassung führte Jacobowski Ende 1899 dazu, ein kleines soziales Drama in einem Akte, „Arbeit“, zu schreiben. Axel Delmar hatte den Plan gefaßt, in einem Jahrhundertfestspiel, das fünf Einakter umfaßte und am „Berliner Theater“ aufgeführt wurde, die wichtigeren Wendepunkte in der Entwickelung Deutschlands dramatisch darzustellen. Wichert, Ompteda, G. Engel, Lauff und Jacobowski waren die fünf Dichter. Dem letzteren fiel die Aufgabe zu, das soziale Denken und Fühlen der Gegenwart, die wichtigsten Kulturerscheinungen am Jahrhundertende, zu dramatisieren. Man thut der Arbeit Unrecht, wenn man ihr eine Tendenz unterschiebt und sie darnach beurteilt. Es sollte lediglich zur Anschauung gebracht werden, wie die sozialen Strömungen sich in verschiedenen Ständen und Menschen spiegeln.

In den letzten Monaten seines Lebens hat ein schmerzliches Erlebnis, das Jacobowski in den tiefsten Tiefen seines Gemütes erschüttert hat, seinen poetischen Ausdruck in einem einaktigen Versdrama „Glück“ gefunden. (J. C. C. Bruns' Verlag, Minden in Westf.) Über dieses Erlebnis zu sprechen, wird erst in einer späteren Zeit möglich sein. Die Stimmung, aus der heraus das Drama geschrieben ist, hat er selbst in den „Zum Eingang“ vorangestellten Versen angedeutet:

Es war wie Sterben, als ich's lebte!
Es war mir Tröstung, als ich's schrieb!
Wer je in gleicher Bängnis bebte,
Der nehm' es hin und hab' es lieb!

Der gleichen Stimmung entstammen manche von den Gedichten, die dieser Nachlaß bringt. „Glück“ in dramatischer Form hat sich wie von selbst dem Dichter aus den lyrischen Gedichten zusammengefügt, in denen er die Momente eines tragischen Erlebnisses niedergelegt hat. Diese lyrischen Gedichte aus der letzten Zeit, vereinigt mit allem, was er seit dem Erscheinen seiner „Leuchtenden Tage“ an Lyrik hervorgebracht hat, erscheinen hier als Nachlaß. In Bezug auf die Zusammenstellung der Gedichte wurden die Gesichtspunkte festgehalten, die der Dichter selbst bei seinen „Leuchtenden Tagen“ beobachtet hat. Man findet daher die gleichen Überschriften der einzelnen Teile des Gedichtbandes wie in den „Leuchtenden Tagen“. Das scharfe Gepräge, das Jacobowskis Seelenleben in den letzten Jahren angenommen hat, machte diese Abteilung wünschenswert. Ein zweiter Band wird alle von ihm selbst noch zu einem Büchelchen „Stumme Welt“ vereinigten Skizzen bringen. Er hat es nicht selbstständig erscheinen lassen, weil er den Plan in größerer Art später ausgestalten und unter dem Titel „Erde“ die Ideen, die der „Stummen Welt“ zu Grunde lagen, zu einer kosmischen Dichtung großen Stils verarbeiten wollte. Er hielt ein tiefes Einleben in die Naturerkenntnis der neuen Zeit für sich für notwendig, bevor er an die große Arbeit gehen konnte. Eine tiefe innere Gewissenhaftigkeit und Scheu hielt ihn vorläufig davon ab, die fruchtbare Idee zu frühzeitig in Angriff zu nehmen. Es ist ihm nicht beschieden gewesen, das Vorhaben, das wahrscheinlich erst gezeigt hätte, was Jacobowskis tiefstes

Innere barg, auszuführen. Ein dritter Band soll das oben erwähnte Drama „Heimkehr“ bringen. Eine Reihe von „Einfällen“, die für Jacobowskis Denken und für seine Persönlichkeit charakteristisch sind, werden dem zweiten Bande als „Anhang“ hinzugefügt. So gering ihre Zahl ist: sie zeigen deutlich ebenso die Tiefe seiner Lebensauffassung und den Humor, wie auch die Leichtigkeit des Urteils, die ihm gewissen Dingen gegenüber eigen waren. Sie beweisen, daß er zu den Menschen gehörte, die wissen, daß nicht alles mit demselben, sondern verschiedenes mit verschiedenen Maßen gemessen werden muß.

Rudolf Steiner.

Neue Gedichte.

1898—1900.



Grabschrift
(als Motto).

Seht, so bin ich:
Ein Dichter, der nur sich gedichtet hat
Und manche Schönheit in die Welt gehaucht.

Ein Mann, der immer sich vernichtet hat
Und immer neu aus sich emporgetaucht.

Ein Mensch, der so sich selbst gerichtet hat,
Daß er den höchsten Richter nicht mehr braucht.
Seht, das bin ich.



Vermischte Gedichte.





Melodie.

Es kam ein Ton, der fern herüberschrie,
So voll, als wär' er selbst schon Melodie.
Zur Dämmerstunde schwang er sich herein,
Da ward er mein, da ward ich völlig sein. —
Nun schwebt er um mein Leben aufgestört,
Niemals begriffen und doch stets gehört;
Wenn ich ihn rufe, ist er jäh entfloh'n,
Und flieh' ich ihn, trägt alle Luft den Ton,
Und wächst zum Klang und schreit nach neuem Klang
Und schwillt sich aus vor Sehnsucht nach Gesang.
Wenn einst mein Herz in letztem Licht genest,
Von seinem Leid und seiner Lust sich löst,
Hör' ich den zweiten fremden Wunderton,
Erhofft, erbettelt lange Jahre schon.
Der fügt mit überwältigendem Drang
Sich dem lebendigen, dem ersten Klang,
Und beide kreisen ruhlos durch die Luft,
Ob nicht ein dritter die Gefährten ruft.

O Gott, durch tausend Tode schritt ich schon,
Und jedes Leben schenkte neuen Ton;
Wann kommst du, Licht? Wann hör' ich sie,
Die volle, ungeteilte Melodie?

Durch das Feld der Erde . . .

Durch das Feld der Erde
Schreitet der Herr der Welt.
Segnende Geberde
Aus beiden Händen fällt.

Seinem Blick und Willen
Drängen die Äcker sich zu.
Alle Furchen füllen
Und schließen sich schauernd zu.

Wo sein Fuß geschritten,
Ist nicht Leid noch Not,
Unter Sensenschnitten
Fällt seiner Gnade Brot.

Wo der Hände Segen
Seine Welt bedacht,
Glüht ein Sternenregen,
Ein Mond für jede Nacht.

Doch wo seine Thränen gefallen,
Zittern Halm und Hauch,
Und werden zittern in allen
Ewigkeiten auch.

Das ist, wo düster ragen
Des Jammers Kreuz und Frohn,
Dort wird ans Kreuz geschlagen
Allewig sein herrlicher Sohn.

Nocturno.

Wenn durch der Dämm'rung tiefgesenkten Flor
Kaum unsre Linien aus dem Finstern ragen,
Spiel mir noch einmal das Nocturno vor,
Aus dem die Ängste dieser Erde klagen,
Ganz leise nur!

Der Mondschein kommt vielleicht,
Und drückt die helle Stirne an die Scheiben,
Und wenn er selbst bis vor die Schwelle schleicht,
Soll ihn kein böser Klang in Wolken treiben.
Noch leiser, Lieb!

Wie Mädchenblicke sind,
Die sich zum erstenmal dem Liebsten heben,
Wie Blütenhauch aus vollen Kelchen rinnt,
Wie Seufzer, die von blasser Lippe schweben.

Dann kommt ein Mollakkord! Ich fürcht' ihn schon:
Ein Jammerlaut, wie aus der fernsten Ferne.
Die Seele zittert unter diesem Ton
Und hebt sich haltlos über Welt und Sterne.

Die Nacht rauscht schwerer durch die Dunkelheit,
Und wie die letzten Töne sanft verfließen,
Liegt meine unbegrenzte Traurigkeit
In fassungslosem Weinen dir zu Füßen . . .

Mein Leben.

Nicht ein bißchen Mut,
Nie ein Überschäumen,
Nur ein lindes Träumen
Im gelinden Blut —

Solche Heiligkeit
Flieh' von meinem Herde,
Denn der Kraft der Erde
Ist sein Glüh'n geweiht.

Erst wen Trotz und Schuld
Still zur Demut führen,
Geht durch Himmelsthüren
Ein in Gottes Huld!

Trotz.

Das Leben läuft durch alle Lande,
Den Troß der Tage hinter sich,
Und hetzt die ganze Räuberbande:
Qual, Lust und Leiden über mich.

Ich bin gewappnet gegen jeden,
Mein Blick ist toll, mein Blut berauscht,
Weil über Feinde, Furcht und Fehden
Mein Trotz die treue Fahne bauscht.

Wunderliche Welt.

O Gott, wie ist es wunderlich bestellt
In dieser um und um gerollten Welt!
All was du liebst, legt sich in Sarg und Linnen,
All was dich liebt, läßt du aus den Händen rinnen;
Allwo du Wahres suchst, ist falsches Meinen,
Allwo du gütig bist, da mußt du weinen;
Am Tuch der Treue weben tausend Spinnen,
Ein Knabe kommt und blaset es von hinnen. —
O Gott, nun sag' mir, was in Stäte hält
In dieser um und um gerollten Welt!

Warnung.

Trieb dein Sehnen stundenlang
Nie in leergeblieb'nen Weiten?
Steuerst du nie mit blasser Wang',
Um dann auf und ab zu schreiten?

Hob dein widerstrebend Kinn
Keine Männerhand im Siege?
Schlichst du nie mit reinem Sinn
Einmal vor des Liebsten Stiege?

Willst du nicht wie jene sein,
Die in Schmerzen sich erlösten, —
Tröstung ist's der Seele dein,
Doch ein bitterliches Trösten!

Dir rinnen die Tage . . .

Dir rinnen die Tage der Treue
Wie Tropfen aus lässiger Hand.
Doch such' ich sie immer aufs neue;
Aufwühlend mit bebendem Finger, —
Greif' ich der Jahre stillgleitenden Sand.

Guck 'mal!

„Guck 'mal! Störche auf dem Dach!
Und ein Nestchen! Das bringt Glück!" —
Ruft das Kind die Schwester wach,
Und das Mädchen hebt den Blick.

„Bringt das Glück?" fragt sie erstaunt,
Und sie schaut mir ins Gesicht.
Und ich lache frohgelaunt:
„Manchmal ja und manchmal nicht!"

Schwert und Rosen.

Was thust, mein Liebster, bist du starr wie Stahl,
Auf dem die Sonnenblitze schmerzlich blinken? —
Vor deinem Schwerte wird mein Blick nicht fahl,
Und will es auch in meinem Blut versinken.

Denn sieh — mein Lächeln werf' ich auf die Schneide,
Und liebe Wünsche fallen aus der Hand
Gleich Rosen, die in überreifer Freude
Die schwersten Düfte für sich losgebrannt.

Einst wird dein Stahl im Blut der Blätter liegen,
Dann ruht veratmend deine stumme Kraft,
Und lachend über Schwert und Schärfe siegen
Die roten Rosen meiner Leidenschaft.

Schwert meiner Seele . . .

Schwert meiner Seele, wahr' deine Glut!
Weiber und Blumen vertreib' aus der Stadt!
Schwert, das in Kissen und Rosen ruht,
Schaudert vor schwellendem Männerblut
Hilflos und matt.

Siegerin.

Wie in des Leuchtturms Höhenlicht
Vögel, die ungestüm, versinken
Und mit geblendetem Gesicht
Im aufgerauschten Meer ertrinken,
So bin ich selbst ein Schwälblein nur
Im Bannkreis deiner Feuerseele;
Mein Flug schießt jäh in deine Spur,
Bis ich von deiner Glut verschwäle,
Und der wie Fackel aufgeglüht,
Verlischt im Meer der Dunkelheiten,
Indes in deine Flamme zieht
Die neue Schar der Todgeweihten!

Der Landstreicher.

Was ist aus mir geworden?
Wer that mir das zu Leid?
Daß ich ein Tagedieb worden
Die Länge und die Breit'? —

Länger kann ich nicht werden,
Ich stoß' schon an die Deck';
Doch breiter geht's noch an.
Ein lecker Bier heran!
Ein Schluck — und weg ist weg!

Der feine Bürgermeister
Ist meiner Mutter Sohn,
Der fürcht' mich mehr als Geister
Und schimpft mich nur „Kujon".

Potz Himmel, Tod und Flammen,
Der hat ein Weib gefreit,
Die gab mir einst ein Band,
Auf dem in Seiden stand:
„Es ist nicht Lieb' ohn' Leid!" . .

Stadtwächter und Soldaten,
Die geh'n schon um mich her.
Für Schand' und Missethaten,
Da steh'n zwei Balken quer.

Mein Degen pfeift noch querer,
Und eh mich einer hat,
Läuft meine Kumpanei
Diebsleute schon herbei, —
Dann brennt die ganze Stadt!

Nennt Ihr mich den Tollen . . .

Nennt Ihr mich den Tollen, Frechen,
Sprecht Ihr wahr, doch nicht — gescheit!
Es ist Maske nur der Schwächen,
Schutz nur der Schamhaftigkeit.

Geh' fort!

Geh' fort von hier,
Weit fort von mir!
Die Gegenwart macht mich beklommen;
Mein Herz will nicht zu Atem kommen:
Geh' fort von hier!

Die Winde plaudern
Nur von dir!
Blick, Hauch und Ton sind tausend Schlingen,
Die nahen schon, mich hinzuzwingen.
O, laß von mir!

Ich will dich segnen
Für und für;
Auf fremdem Stern such' Heim und Hütte,
Sonst hörst du meine Thränenbitte:
Bleib' hier! Bleib' hier!

Mit einem Buch.

Dies Büchlein ist ein Lorbeerhaufen,
Den die Begeist'rung üppig trieb.
Du, Liebste, laß den Dichter laufen,
Und hab' nur mich, den Menschen, lieb.

Weiß nicht, wieso ich darauf kam . . .

Weiß nicht, wieso ich darauf kam . . .

Mir war, als lösten sich die Hände;
Und wenn auch keiner Abschied nahm;
Es überlief uns wie ein Ende . . .
Nicht einer hat sich umgewandt,
Wo sonst die Blicke Seufzer hatten,
Nur weiter schob sich Land um Land
Von dir zu mir in langen Schatten.

Ich weiß, mein Herz ist herb und hart;
Eh' bricht wohl seine Kraft in Stücke,
Eh' meine tiefbesondere Art
Heimkehrt auf selbstgelogner Brücke.
Und jäh' schwoll mein Groll und Gram
Und überschüttete mein Sehnen,
Weiß nicht, wieso mich's überkam . . .
Doch noch im Traume kamen Thränen.

Und hat ein Schmerz . . .

Und hat ein Schmerz dich schwer getroffen,
Wer weiß denn Heilung so wie du?
Und riß ein Weib das Herz dir offen,
Ein and're küßt es lächelnd zu.
Geh', summ das alte Lied geschwind:
Eine and're Mutter hat auch ein Kind.

Landsknechtslied.

(Nach einem Gemälde.)

Marie Luise weint und spricht:
„Vergiß den Jacobsthaler nicht!
Und das Gebet an Sankt Marie,
Das bete jeden Morgen früh!“
Er nickt: „Marie Luise.“

„Ein Sprüchlein, das vor Fieber schützt,
Hab' ich ins Lederwams geritzt,
Zwei Thaler gab ich Pater Veit,
Daß er noch Lanz' und Flinte weiht!“
Er lacht: „Marie Luise!“

Und fühlt: Sie giebt ihr Herze her,
Den ganzen Himmel fleht sie leer,
Und wär' noch wo ein Engelein,
Sie bäte, ihm ein Schutz zu sein.
Er seufzt: „Marie Luise!“

Ein Häuflein Landsknecht' lärmt vorbei;
Als letzten läßt die Dirn ihn frei.
Feldhauptmann Tod, er zieht voran,
Der schaut den Burschen lange an.
O weh, Marie Luise.



Vom lichten Leben.





Adam und Eva.

Presse deinen Arm in meinen,
Und du trägst gehälftet Leid;
Will dir keine Sonne scheinen,
Lieb' ich deine Dunkelheit. —

Und dann wandern wir mit reinen
Blicken in die Ewigkeit,
Ich mit Lächeln, du mit Weinen,
Wir in Ungebrochenheit . . .

Rauh zwischen Stöß' . . .

Rauh zwischen Stöß' und Gegenstöße
Hetzt mich der Haß der Feinde hin,
An jeder ungedeckten Blöße
Empfind' ich stolz, wie stark ich bin.

Je schärf're Schwerter mich umpfeifen,
Je tief're Stille hüllt mich ein.
In der wird meine Seele reifen,
Und das wird Sieg und Segen sein.

Satt hab' ich's . . .

Satt hab' ich's, einem Dirnlein nachzutrauern,
Verloren geht mir Höhensinn und Schwung.
Wie schwächlich, dieses feige Selbstbedauern,
Die matte Wehmut der Erinnerung!

Mein Herd ist beinah winterkalt geworden,
Seitdem dein Mündlein nicht ins Feuer blies.
Kommt her und blast, ihr Windgesell'n aus Norden,
Macht mir mein Feuer doppelt süß!

Ich stoß' in tote Asche neue Kohlen
Und werfe Stahl auf überhitzten Herd.
Bald werd' ich mir das heiße Eisen holen,
Es wird ein Schwert sein und ein Siegfriedsschwert!

Ein altes Blut fühl' ich in Adern rollen,
Die eingesunkene Sturmeskraft,
Und neue Lust, die Erde anzutollen . . .
„Mann her! Und keinen Flaumbart ohne Saft!

„Kerl! Faust empor! Den Speergriff vor die Augen!
Tiefterz war immer mein Paradestück.
Als Nachhieb will mir diese Hochquart taugen!“
Blutströmend sinkt ein fremder Kopf zurück.

Und toll nach diesen Atemlosigkeiten
Greif' ich nach eines Vollweibs runder Brust,
Im Hochgefühl die herrlichste erstreiten,
Denn Weib muß Sieg sein und nicht Sklavenlust!

Dein armes Leben . . .

Dein armes Leben thut mir leid!
Du ißt und trinkst und schläfst zur Zeit,
Die Sehnsucht, die ich dir geweckt,
Hat grau den grauen Tag gedeckt.

Im grenzenlosen Menschenstrom
Ein nichtsbedeutendes Atom . . .
So lebst du hin, so gehst du hin
Und horchst mit aufgehob'nem Kinn.

Von ferne, wo das Leben singt,
Nach meinen Liedern klingt und schwingt,
Schwebt einmal tief zur Mitternacht
Ein Lied zu dir, bis du erwacht.

Bis endlich sein gewalt'ger Klang
Dich weinen macht vor Sehnsuchtsdrang.
Die Hände betteln in die Luft,
Der kommt nicht, den dein Herz jetzt ruft.

Denn jetzt, da deine Hände fleh'n,
Muß ich für immer schlafen geh'n.

Rat.

Geh' und üb' dich in Geduld!
Unheil hängt sich an Huld,
Und der stärkste Schrei verhallt,
Ob in Freiheit oder Frohn,
Über Bettelhaar und Kron'
Wacht dieselbe himmlische Gewalt.

Auf fremdem Stern . . .

Auf fremdem Stern will ich dir's sagen,
Wie meine Sehnsucht mich gequält,
Und wie selbst meinen holdesten Tagen
Das allerholdeste gefehlt.

Wohl küßt' ich manche Mädchenblüte,
Ach, süße Lippen blüh'n genug.
Und doch, es war nicht deine Güte,
Dein Lächeln nicht, dein Händedruck.

Oft haben Schmerzen mich gerüttelt . . .

Oft haben Schmerzen mich gerüttelt,
Doch stärker war ich stets als sie.
Nun hat ein Frauenhändchen mich geschüttelt —
Das brach mich in die Knie.

Da hat mein Mannesstolz mich angespieen,
Er sah mich höhnisch an und stumm
Und trieb die Thränen vom Gesicht. —
Fausthebend schwor ich auf den Knieen:
„Schmerz! Dich bring' ich um!
Du mich nicht!"

Wie wohl noch mein Herze fühlt . . .

Wie wohl noch mein Herze fühlt!
All meine Mannheit regt sich wieder
Und bricht die dumpfe Trauer nieder. —
Und doch! Wie sie noch mit mir spielt!

Heut' komm' ich heim, ganz spät zur Nacht,
Und plötzlich laufen meine Füße,
Als wenn sie etwas vorwärts stieße
Wie eine unbekannte Macht.

Nein, nein! — Du stehst nicht vor der Thür.
Die Straße ist ganz leer geblieben.
Und was mich jählings hergetrieben,
War Schmerz um dich,
War Scham mit mir! —

Ich liebe Kummer . . .

Ich liebe Kummer, liebe Freude,
Auf daß mich keiner je verschont.
Denn segnen muß ich alle beide,
Weil sich das Leben sonst nicht lohnt.

Ich wär' wohl keinen Heller wert . . .

Ich wär' wohl keinen Heller wert,
Läg' ich nur immer unterm Schwert.
Und wieder hob es hoch der Schmerz
Der erste, mir empor das Herz.
Und eh es noch die Luft durchpfiff,
Griff ich hinein mit blut'gem Griff
Und drück' dem Schmerz die Gurgel fest,
Daß er die Klinge fallen läßt.

Ich hab's! Mein Herzblut hat's geweiht,
Ich schwell' vor Unverwundbarkeit.
Wer sich vor meine Blitzaugen stellt . . .
Heran, du Weib! Heran, du Welt!

Sinkt die Sonne . . .

Sinkt die Sonne auch ins Trübe,
Einmal rollt ihr Glanz hervor;
Und so hebt sich meine Liebe
Herrlich über Leid empor.

Gold'ne Glut aus großen Stunden
Leuchtet abgeklärt und fern;
Und der Schmerz, versöhnt empfunden,
Steigt gen Himmel und wird Stern.

Es wird kein Leid . . .

Es wird kein Leid so tief gefunden,
Dem Heil und Heilung nicht begegnet. —
Und hast du's innig überwunden,
So recht aus Herzensgrund verwunden,
Hat's dich am Ende noch gesegnet!

Ich steh' und falte Hand in Hand . . .

Ich steh' und falte Hand in Hand,
Ein Beten geht von mir ins Land.

Mein Leben rinnt versöhnt und gut
Im Frührot neuer Fröhlichkeit.
Gott ist die Freude, Gott ist das Leid . . .
So leb' ich denn in Gottes Hut.

Die Augen schatt' ich mit der Hand,
Mein Herz schlägt ins gelobte Land.

Fürchte nicht . . .

Fürchte nicht und hoffe nicht!
Wenn die Sorge sich wendet,
Die den schönsten Tag dir schändet,
Ist dein Leben tief vollendet.
Trifft dich dann ein Gotteslicht,
Stehst du schön und ungeblendet.

In der Nacht.

An Ilse und Allie.

Verhalt'ne Trauer trieb mich spät hinaus —
Die lauten Straßen schwelgten toll vor Flammen;
Ich sank, ein Stäubchen, in dem Lärm zusammen,
Und nachts erst tastete ich scheu nach Haus.

Ein Streichholz, das erschrock'nes Feuer sprüht,
Ein Licht, das um sein Flämmchen bangt und zittert,
Ein Nachttisch, der im Wagenrollen schüttert . . .
Endlich mein Bett . . . Wie bin ich faul und müd! . .

Da fahr' ich auf! — O, welch ein Gruß zur Nacht!
Im weißen Kelchglas duften gelbe Rosen,
Daneben fliederzarte Herbstzeitlosen . . .
Ich weiß die Hände, die sie hergebracht!

O Frauen, die ihr heimlich für mich lebt!
Wie eure Herzen mir herüberbeben!
Ich bin zu arm, um das zurückzugeben,
Ich hab' nur eins, das in die Ferne bebt!

Ein Duften fühl' ich aufmerksam und lind
Und spür' den Hauch von eurer Frauengüte,
Den ich mir heimlich und im Herzen hüte,
Für meine Tage, wenn sie traurig sind!

Ein Windlein . . .

Ein Windlein, wie ein Kinderstimmchen dünn —
Das spielt so durch die Stoppelfelder hin,

Und eh im Acker noch sein Ton verklingt,
Ist schon ein neues da und summt und singt.

Die Hände über meinen Augenbrauen,
Versenk' ich meine Blicke ganz im Blauen,
Bis sie den ganzen, weiten, runden Himmel schauen,

Da fühl' ich tief beruhigt meinen Sinn
Und möchte dem kleinsten Windstoß anvertrauen,
Was für ein tief zufriedener Mensch ich bin.

Grabschrift.

Seht, so bin ich!
Ein Dichter, der nur sich gedichtet hat
Und manche Schönheit in die Welt gehaucht.

Ein Mann, der immer sich vernichtet hat
Und immer neu aus sich emporgetaucht.

Ein Mensch, der so sich selbst gerichtet hat,
Daß er den höchsten Richter nicht mehr braucht!
Seht, das bin ich!



Sonne.



Sonnenuntergang.

In Glorie rings die finstern Föhren,
Halbdunkel schon im Fichtenstand;
Kein süßer Vogelruf zu hören,
Mein lautes Herz nur schlägt ins Land.

Aufjubelnd hält noch vorm Entfliehen
Die Sonne ihre Schönheit wach,
Und ihrem liebevollen Glühen
Fließt meine ganze Seele nach. —

Regen.

Aus Wolken starrt die Regenfrau
Mit bösen Augen auf die Erde;
Das letzte Stückchen Himmelblau
Löscht sie mit tückischer Geberde.

Dann huscht sie, das Gewand gebauscht,
Und pfeift des Donners Buben munter.
An ihren grauen Blicken rauscht
Der finstre Regenguß herunter.

Auf dem Lande.

Roter Mohn, noch frisch betaut,
Federnelken und Lupinen,
Hederich und Wegekraut,
Alles sonnengelb beschienen.

Nirgend Qualm und Schornsteinruß,
Düfte nur, die schmeicheln wollen,
Und ich selbst mit bloßem Fuß
Über Gras und feuchte Schollen.

Ach, ich armes Städtekind
Hab' mit Steinen spielen müssen,
Die so ungefügig sind,
Daß die Finger sich zerrissen.

Zwischen Mauern hochgetürmt,
Die die kleine Seele drücken,
Schlich mein Sehnen ungeschirmt,
Um im Lärm fast zu ersticken.

Daß ich fern dem Brausen bin,
Schenkt mir Lust, mich auszutollen,
Und so lauf' ich nur so hin
Über kühle Wiesenschollen,

Über Mohn, der frischbetaut
Zwischen Nelken und Lupinen.
Wer noch nie ein Gras gekaut,
Geh' und mach' betrübte Mienen.

Donner.

Der Donner ist der Paukenmann,
Zu grob den feinen Engelscharen.
Er schaut sie immer wütend an,
Daß sie erschreckt zusammenfahren.

Und schwingt er seinen Schlägel froh,
Vergeht dem heil'gen Chor das Lachen.
Dann wütet sein Fortissimo,
Daß weithin alle Wolken krachen.

Lerchen.

Lerchenlaut in Licht und Luft,
Ungeseh'n, doch hell vernommen,
Ich und du im Haideduft,
Und die Blicke süß beklommen.

Lippe sinkt auf Lippe schon, —
Und wir fühlen ungesprochen
Aus dem Lerchenjubelton
Schon den Vorglanz blonder Wochen.

In der Mark.

Auf Dach und Telegraphenstäben
Hat nicht ein Vöglein seinen Stand.
Die kupferroten Drähte streben
Wie angeglüht ins heiße Land.

Kaum will ein schlaffes Gras sich heben,
Das Laub der Birken hängt verbrannt,
Und kraftlos dunstet überm Leben
Der ausgebleichte Heidesand.

Frühling.

Die Sonne stößt die Küchenfenster auf
Und schüttelt ihren Glanz in alle Ecken.
Im Hofe steh'n die Mädchen schon zu Hauf
Und klopfen lachend Teppiche und Decken.

Da ... wie ein Leuchten steigt's in mir empor ...

Ein Dörflein, ganz von heißer Luft umsponnen;
Die Gärten strecken die Gebüsche vor
Bis an die Wiesen, wo die Betten sonnen.
Aus allen Stuben drängt es sich ans Licht,

Die Mägde laufen hochbepackt mit Bündeln,
Vor jeder Thür ein lachendes Gesicht,
Auf jedem Zaun ein Dutzend Kinderwindeln.
Der lange Stock, den Jungens so verhaßt,
Daß sie am liebsten ihn zerbrochen hätten,
Den hat heut' eine Mädchenhand gefaßt
Und saust im Takte auf die roten Betten.

Dann tönt ihr Klopfen weithin übers Feld,
Ich helfe mit, als wär' ich Knecht gewesen;
Dann geht's zum Schulzen, der die Zeitung hält,
Der weiß Bescheid mit Buren und Chinesen,

Und seinem Frauchen guck' ich in den Topf;
Der grüßt, den Rücken wie ein Fiedelbogen;
Die Kinder nicken mit dem runden Kopf,
Das dumme Näschen wunderlich verzogen.

Der Lammwirt liebt mich, denn ich hör' ihm zu,
Ich kenn' von Sedan schon sein Abenteuer;
Nur der Herr Lehrer läßt mir keine Ruh',
Dem bin ich wie ein fremdes Ungeheuer . . .
Ich seh' es noch: den Bach, die Bank davor,
Das Dörflein ganz von heißer Luft umsponnen,
Die Kirche mit dem alten Eisenthor,
Die blanken Wiesen, wo die Betten sonnen . . .

Du fernes Dorf! Du stiller Ort!
Wo liegst du wohl? Wann war ich dort? . . .
Ein Seufzen will sich aus der Lippe drängen,
Ein Thränlein will sich an die Wimpern hängen . . .



Vom dunklen Leben.





Lohn.

Es ist kein Tag, an dem ich dich nicht rief,
Und mitten in der Wirrnis grauer Stunden
Mein ganzes Sehnen jäh von dannen lief,
Bis du es vor der Schwelle aufgefunden.

Und keine Nacht sinkt über mich herein,
In der sich meine Hände nicht erheben,
Als säh ich aus dem Dämmermondenschein
Dein bleiches Haupt zu mir herniederschweben.

Verdürstet schlepp' ich mich in deine Näh'.
O, ein paar Tropfen, um das Herz zu laben!
Laß mich den Becher, den ich vor mir seh',
Den Cypernwein der Liebe laß mich haben.

Du aber lächelst grausam meinem Weh
Und hast mir einen andern Trunk beschlossen,
Der Freundschaft abgestand'nen Fliederthee,
Lauwarm gereicht und bitterlich genossen.

Blatt.

Thöricht bist du, neidest du den Flug,
Der mich hoch bis an die Himmel trug.
Bin kein Vöglein, das in Höhen fliegt.
Bin ein Blatt nur, das der Wind verfliegt.

Frage.

Wer wird mit letztem Blick mich grüßen?
Wer legt die Hände mir zur Ruh?
Wer wird mir einst die Augen schließen?
Wer deckt mich mit dem Linnen zu?

Wer wird sich mit zu Grabe tragen
Beim Schollenwerfen dumpf und hohl?
Wer kommt, das liebe Wort mir sagen:
Schlaf wohl, schlaf unaussprechlich wohl?

Die Tote.

Ich gehe meiner Wege wie geschlagen
Und werde nicht des Lebens froh.
Was hab' ich denn von meinen schönen Tagen,
Verschläfst du meine Tage so?

Keinen Vater . . .

Keinen Vater, der das Kinn mir hebt,
Keine Mutter, die das Haar mir streichelt,
Keinen Freund, der mir am Herzen bebt,
Keine Dirne, die den Blick umschmeichelt . . .

Dennoch schicke ich mein Lachen aus
Und mit Lächeln wird es aufgenommen. —
Alle Thüren springen selbst heraus,
Denn der Narr, der Narr ist angekommen.

Aber wenn sich dann der Schwarm verlor,
Heb' ich meine Arme auf in Stöhnen.
Was ich nachts mir in die Kissen schwor,
Ist ein Hassen, angeschwemmt von Thränen.

Mein Tod.

Nein!
Gott sich fühlen, Sonne im Gesicht,
Daß kaum die Füße über Erde schreiten,
Und hilflos sein, wenn Neid und Arglist sticht,
Und über Schlangen meine Fersen gleiten, —

Dann schwillt das Herz mir wohl in Raserei,
Und brennender fühl' ich den Haß der Krallen.
Kein Sproß der Höhe steht dem Bruder bei;
Armseliger ist nie ein Gott gefallen.

Und überwächst sich auch mein Hochgefühl, —
Besser im Feuerflug empörter Blitze
Prachtvoll verlodern, als heimtückisch Ziel
Zu sein dem feigen Haß der Zungenspitze.

Grabschrift.

„Dem Auge fern, dem Herzen nah!“

Als ich die alte Grabschrift sah
Im eingesunk'nen Marmorstein,
Da fiel mein totes Lieb mir ein . . .

O Gott, ich schrieb schon tausendmal
Das gleiche Lied aus gleicher Qual,
Und war doch keins wie dieses da:

„Dem Auge fern, dem Herzen nah!“

Meine Geburt.

Die Mutter ist vor Weinen umgekommen,
Ein Wechselbalg warf ihr der Storch herein.
Sie hat mich niemals auf den Arm genommen
Und ließ im Kämmerchen mich müde schrei'n.

Das hab' ich von der Muhme oft vernommen!
Sie lügt gewiß. — Mir zittert das Gebein.

Wenn schon zu Anfang so viel Thränen kommen,
Wie kann ein Leben da noch fröhlich sein . . .

Und wenn ich mich schon in die Grube lege.

Und wenn ich mich schon in die Grube lege,
Ich kam schon hundert Male um vor Leid,
Geh' ich die Straßen ab, die Wege,
Die einst dein Schritt geweiht.

Die Mutter.

Die Thür hat man zugemacht;
Nun ist Sterben im Zimmer!
Das Lämpchen für die Nacht
Ist ausgeglüht für immer.

Der Vater sitzt gebückt.
O, wie so leer die Stuben!
Und Knie an Knie gedrückt
Ringsum fünf Buben.

Da . . . draußen knarrt die Thür,
Wir fühlen das Verderben.
Weh — bleibt die Sorge hier?
Oder das Sterben?

Das Leben.

Was trabt der Ritter auf dem Rappen
Mit Wehr und Waffen und Visier?
Den Totenkopf im roten Wappen,
Der Fürst der Erde steht vor mir.

Er hebt das Balmungschwert, das wilde,
O, seine Schmerzen schneiden gut!
Ich steh' mit vorgestrecktem Schilde
Und schütz' mein Haupt vor seiner Wut.

Weh mir, sein Haß ist nicht zu Ende,
In Stücke hieb er schon den Schild.
Nun schlägt er durch die weichen Hände
Auf meine Stirne unverhüllt.

Schmerz.

Es sinkt mein Haupt wohl auf die Brust,
Die Blicke geh'n von hinnen.
Ein banges Leid ist mir bewußt,
Das liegt mir schwer zu Sinnen:

Liegst du in eines Fremden Arm,
Vom Rausch der Lüste träge,
Indes ich vor bedrücktem Harm
Die Lippe kaum bewege?

Ich weiß es nicht! — Doch weiß ich eins:
In solchen Augenblicken
Möcht' ich kein and'res Herz als meins
In meiner Faust zerdrücken!

Demut.

I.

Wo macht sich mir ein Thürlein auf?
Und wär's ein Schuppen für die Hunde?
Ich hab' kein Land, kein Häuschen drauf,
Kein Brett für meine müde Stunde.

Hier wohnen Millionen noch
In ungemess'nen Menschenhaufen,
Vom Giebel bis zum Kellerloch,
Endlos im Auf- und Niederlaufen.

O, wüßt' ich eine Gasse nur,
Die irgendwo in Stille rastet,
Wo von dem Lärm die letzte Spur
Sich kaum die Mauern weiter tastet,

Und hier ein Zimmer hell und klein,
Kein Menschenschritt auf Flur und Stiegen,
Und ich verschollen und allein,
Mit meinen Kämpfen, meinen Siegen.

Dann reiß ich ab vom Kleid der Welt
Den Purpur meiner Eitelkeiten
Und will, ein stillgeword'ner Held,
Demütig durch das Dunkel schreiten.

II.

Es ist ein Wort, das schafft mir Leid,
Das senkt mein Schwert, heb' ich's im Streit.
Das bändigt mein empörtes Blut
Und schüttet Asche auf die Glut.
Vor seinem Atem schwindet hin
Mein ganzer überhob'ner Sinn.
So unbegreiflich an Gewalt,
Wie nie ein Wort ins Herz gehallt.
Dies Wort, das meine Seele quält,
Weil's mir so bitter, bitter fehlt!
Was macht so, daß ich weinen muß?

„Demut" sein Anfang, Demut sein Schluß.

Mißklang.

Wenn meine Seele innig klang,
Hat deine tiefern Ton bekommen;
So haben wir wohl Zwiegesang,
Doch keine Harmonie vernommen.

Und wenn mein Sang dann hilflos ward
Und bald verstummte vor dem deinen,
Erschreckt' dich selber deine fremde Art
Und in mein Schweigen brach dein Weinen.

Wenn ich ein Glück begrüße . . .

Wenn ich ein Glück begrüße,
Packt mich ein Angstgefühl.
Es ist in jeder Süße
Der Bitterkeit so viel!

Selbst in der schönsten Stunde,
Gesteht ein Ton, ein Blick:
Sie steht geheim im Bunde
Mit Grau'n und Mißgeschick.

Immer kommt das alte Zittern . . .

Immer kommt das alte Zittern,
Nehm' ich mir dein Bild zur Hand.
Ach, du gingst aus Kirchhofsgittern
Längst in kummerloses Land.

Und ich häng' an deinem Bilde
Selber reglos wie ein Bild,
Bis der Mondglanz deiner Milde
Meinen Blick mit Thränen füllt.

Mit einem Bild: Ich und klein Martha.

Und ist dies Mädchen noch so klein,
Ich drück' es fest an meine Wangen.
So war ein Stückchen Glück doch mein,
Das ich im Bilde festgefangen.

O weh, was thun mir meine Tage an!
Mit Harm und Hader füllen sie das Herz.
Das bißchen Leben und sein Schmerz —
Wie schwer trag' ich daran!

Einer Toten.

Heut' brach dein Blick in meine Träume.

Im Sterngewande stand'st du da,
Dein Rufen bettelte durch alle Räume
Und kam mir nah
Und klang mir nah:

„Wie kann ich oben meine Seele weiden,
Im Garten Gottes nach den Lilien seh'n,
Wenn deine Wege nur aus tiefen Leiden
In immer tief're Gründe untergeh'n!
Man stiehlt die Sonne dir aus Hinterlist,
Man häuft vor deine Blicke Thür um Thür,
O weh, mein Lieb,
Man ist nicht gut mit dir!
Wie kann ich friedeselig sein in mir,
Wenn du so friedlos bist?"

Aufzuckt mein Herz.
Ich kann kein Wort erwidern,
Kraftlos die Hand, die sonst zur Faust sich krümmt.
Weil hinter meinen festgeschloss'nen Lidern
Das Auge ganz in warmen Thränen schwimmt . . .

Wenn mir's durch die Sinne fuhr . . .

Wenn mir's durch die Sinne fuhr,
Süße Worte dir zu machen,
Ach, es ward ein Stammeln nur
Zwischen Thränen, zwischen Lachen.

An . . .

Das scheint mir die schlimmste Pein
In Lebens-Sturm und -Streit:
Seine Freuden tragen allein,
Allein sein Herzeleid.

Denn die Freuden vergehen wie Schnee,
Und die Leiden wachsen wie Gras.
O weh!
Wie bitter ist das!

An . . .

O, schrie ich jetzt ein Wort heraus,
Das meinen alten Gott bewegt:
Lösch' nicht die Flamme in mir aus,
Die Schmerz und Schlacke niederschlägt.

Dies ist ein Wort so wie Gebet,
Das deiner Gnade sich vermißt,
Damit mein Herz nicht untergeht,
Das doch von deinem Herzen ist!

An einem Leichenviadukt . . .

An einem Leichenviadukt
Fährt rasch vorbei mein Wagen.
Ein Wetter, das am Himmel zuckt,
Wird bald herniederschlagen.

Und jählings zieh ich meinen Hut
Vorm Mann im Sterbeleinen.
Der hat's in seiner Kammer gut:
Ihn macht kein Schmerz mehr weinen.

Was spracht ihr . . .

Was spracht ihr so viel vom Glücke?
Es giebt nur glückliche Augenblicke.
O Gott, das lernt ich beizeiten!
Nur das Unglück hat Weit' und Breiten
Meines Lebens Verdüsterungen,
Meiner Liebe Verzweifelungen,
Das Jammerlos meiner Werke —
Sie haben Bestand und Stärke.

Längst bin ich nicht mehr . . .

Längst bin ich nicht mehr, der ich bin,
Im Dunkel lauf' ich ohne Licht.
Verworren geht die Welt mir hin . . .
Ich fühl' sie kommen, ich greif' sie nicht.

Ich merk's: mein Kopf ist fieberkrank,
Hülflos beim kleinsten Aderdruck . . .
— — — — — — — — — — — —
So leb' ich schon zehn Tage lang.
Es ist genug!
Es ist genug!

Ich habe manches Weib geliebt . . .

Ich habe manches Weib geliebt,
Dies gab mir ihre Seligkeit;
Am Ende war's nur Bitterkeit
Und Schmerzen, die kein Mann vergiebt.

O, blüht denn nie das Wunderfest,
Das Glück, das so in Fülle steht,
In Sehnsucht kommt, in Sehnsucht geht,
Und doch noch Sehnsucht hinterläßt.

Ich geh' umher . . .

Ich geh' umher,
Mich drückt die Stube.
Mein Herz ist schwer,
Als zög' mich's in die Grube.

Der Atem steht mir still,
Ich hebe beide Hände.
Komme, was will,
Nur ein Ende, ein Ende!

O Glück . . .

O Glück, du ganz verruchtes Wort!
Die Seele treibst du vom Leibe fort,
Und hat sie es wo gefunden,
Dann fühlt sie es nicht vor Wunden.

Auf meinem Schreibtisch . . .

Auf meinem Schreibtisch steht ein Bild,
Vor dem mein Auge überquillt;
Zehn Jahre schaut es auf mich her
Und macht mein Leben leer und schwer,
Weil sie mein Herze nie vergißt,
Wie schweigsam auch ihr Hügel ist.

Zehn Jahre sind eine lange Zeit
Für Jugend und Beständigkeit.
Ein Frauenherz ist leicht entflammt,
Ob unter Schürze, unter Sammt;
Und schlug ein Herzlein froh an meins,
Stellt' ich ihr Bildnis neben deins.

O weh! Zehn Jahr' sind lange Zeit
Für Falsch und Unbeständigkeit.
Heut' steht dein Bildnis ganz allein,
So soll's für tausend Jahre sein.
Dein Bild hat Ruh', mein Herz hat Ruh' . . .
Dein Hügel deckt mein Sehnen zu.

Junge Frauen.

Die Freundin schaut mich an und spricht:
„Verwandelt hat sich dein Gesicht!“
Die zweite nickt: „Ich fühlt' es schon,
Du sprichst mit fremdgeword'nem Ton.“
Die dritte hebt betrübt mein Kinn:
„Wo ist mein sonniger Bruder hin?“
Die vierte geht zum Erker still,
Als ob sie durchs Fenster sehen will.
Ich weiß, sie fühlt's am tiefsten mit,
Ich hör's am unhörbaren Schritt . . .

Das Leben hetzt mich . . .

Das Leben hetzt mich durch das Leben,
Es gönnt mir Stille nicht noch Ruh'.
Ich möchte gern nach Weisheit streben,
Es jagt mich der Verneinung zu.

In Daseinsfülle schwelgt ein jeder,
Ich komm' mir vor wie ausgelacht.
Der Morgen düstert sein „Entweder“,
Und „Oder“ krächzt die graue Nacht.

Was zwischendurch so an Behagen
Die klein' und große Welt verschenkt,
Das wird mir aus der Hand geschlagen,
Als hätte ich mich eingedrängt!

Ich hab' einen Brief . . .

Ich hab' einen Brief von ihrer Hand,
Den geb' ich nicht her um Indiens Land,
So schwer ist seine Seele und Segen.

Strecke ich einst meine Ellbogen aus
— Ich stoß' mich sonst in dem Bretterhaus —,
Sollt ihr ihn mir über die Augen legen.

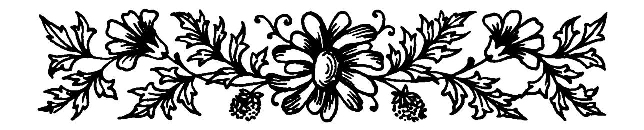
Wie bitter ist so ein dunkles Grab!
Kein Röslein und Schwälblein plaudert hinab,
Sie fürchten die stillen Räume.

Ich aber schlafe zufrieden ein,
Meine Augen werden voll Träume sein
Und voll von dir meine Träume!



Liebe.





Erneuerung der Liebe.

Ach, was wird mir wohl im tollen
Tanz der Tage noch erblüh'n!
Immer will mir aus dem vollen
Leben neue Liebe glüh'n. —
Bin ich nicht der früchtereichen
Erde echtes Enkelkind,
Die sich Jahr für Jahr den gleichen
Blütenduft der Ernte spinnt? . . .

Ein Lämpchen aufgeglommen . . .

Ein Lämpchen aufgeglommen,
Solch Lämpchen, Glück, bist du:
Aus Nächten hergekommen,
Den Nächten geht es zu.

Es glüht vor deinen Schritten;
Herzklopfend bleibst du steh'n. —
Und ist vorbeigeglitten,
Eh' du es recht geseh'n. —

An . . .

Ein jeder kam auf andern Wegen,.
Ich bin dir fremd und du mir fremd,
Doch führt ein Fühlen uns entgegen
Und eine Lust, die ungehemmt.

Dein Blick umfängt mich wie beschworen,
Ich selber löse mich von mir.
So gingst du jäh an mir verloren,
Und so verlor ich mich an dir.

Immer, wenn du traurig bist . . .

Immer, wenn du traurig bist,
Tröst' ich dich in deinen Thränen;
Denn ich weiß: Wer elend ist,
Will sein Herz an Herze lehnen.

Und du stehst und schaust mich an,
Merkst nicht, daß ich tief erblasse;
Deinem Schluchzen fühl' ich an,
Wen du liebst und wen ich hasse.

Und ich streichle dich und lern'
Deinetwillen, froh zu scherzen;
Denn ich weiß, du lachst so gern,
Und das Lachen heilt die Herzen.

Bis du wie gewandelt tollst,
Spür' ich freudig deine Freude,
Weil du niemals fühlen sollst,
Wie ich lächelnd um dich leide.

An . . .

Nie sah ich je so tiefversunk'nen Blick!

Der sucht nach mir und flieht erschrocken fort,
Um dann sich jäh in meinen Blick zu werfen. —
Dann schließt die Lippe sich für jeden Laut,
Kaum, daß dein Händchen heimlich sich noch sehnt,
Und selbst das Herzblut, das dich sonst bedrängt,
Fügt sich mit holdem, halbverhalt'nem Schlag,
Bis daß ich niemand hör' als diesen Blick.
Den wundersamen, tiefversunk'nen Blick,
Der seine Demut so an mich gehängt,
Als wär' ich was, als wär' ich wirklich was.

Wenn meiner Seele Hochluft einst verfliegt,
Dumpfige Kissen schwer mein dunkles Haar
Umdrängen und auf halbverlöschtes Blut
Das Leben kaum noch matte Schimmer wirft,
Dann komm und tritt zu meines Lagers Saum
Und streich das Haar dir fort, das Ringelhaar,
Das seidenweiche, sonnenblonde Haar,
Und heb den Blick zu mir, den eig'nen Blick,
Den wundersamen, tiefversunk'nen Blick,
Dann häng ich fest an dir und heb mich auf
Und trink mit letztem Atem dieses Glück,
Dies übersel'ge, unerschöpfte Glück.

Käm' dann der linde Bruder Tod zu mir
Und legte liebreich seine schlanken Finger
Auf meine Wimper, ach, dann bricht dein Blick
Vor seiner Hand und seufzend sink ich nieder
In meine harten Kissen.

Aber wisse!
An beiden Wimpern werden Thränen glänzen,
Nicht bunt im Feuerschein der Abendsonne,
Der seine Schönheit in die Thäler schüttet,
Doch sanft in jenem Licht, das Frieden giebt
Und Kunde eines endelosen Glücks,
Von dem ein Teil in deinem Blick verbleibt,
Indes der and're mich durch Wolken trägt . . .

In Schmöckwitz.

Mit langgelösten Wogen
Wirft sich der See heran,
Von Goldhauch überflogen,
Der von der Sonne rann.

Die hält mit Feuerblicken
Sich an der Wolke fest,
Die ihren finstern Rücken
Rosig erwarmen läßt.

Ein Lüftlein kam gelaufen,
Das hat sich ausgeruht,
Nun will's mit Wogen raufen,
Schon spür' ich seinen Übermut.

Das wird ein kühles Wehen,
Ich häng' an seinem Duft,
Ich spür' sein frisches Gehen
Und bade mich in Luft . . .

Ein Schnäblein lieber Worte . . .

Ein Schnäblein lieber Worte
Schenkt sie an jedermann;
Nur ich bin von der Sorte,
Die sie nicht leiden kann.

Ich brauch' mich nur zu zeigen
In halber Zimmerthür,
Dann fängt sie an zu schweigen
Und spricht kein Wort zu mir.

Und klingelte ihr Lachen
Noch eben hell und schön,
Jetzt kann sie Mäulchen machen,
Um dann sich wegzudreh'n.

Wär' abends nicht nach neune
Der Heimweg gar so still, —
An dem die vornehm Kleine
Nur mich zum Führer will, —

Und ging sie nicht durch Gassen
Die ganz voll Dunkelheit, —
Um meinen Arm zu fassen
Vor tiefer Ängstlichkeit, —

Und spräch im Zehenheben
Sie nicht: „Du, rede doch!", —
Ich wär' nicht mehr am Leben.
So aber leb' ich noch!

An . . .

Ach, von all den süßen Fragen,
Die dein Mädchenherz umweh'n,
Wird in Nächten, wird in Tagen
Eine dich besonders fleh'n!
Müh dich nur, sie zu ertragen,
Überwältigt wirst du steh'n,
Und wirst kommen und wirst klagen,
Aber doch nicht von mir geh'n.

An . . .

Ich weiß, in Thränen liegt heut' Nacht dein
Schlummer,
Denn meine Worte wühlten ankertief,
Nun überfällt mich jäh dein schwerer Kummer
Und wirft sich über mich, indes ich schlief
Bis ich im Träumen deinen Namen rief! —
Mich müde rief nach einem Wort von dir,
Das uns're kleinen Herzen hochgerissen,
Wo in der Firnluft wolkenloser Sphären
Die finstern Schmerzen sich zu Wonnen klären
Und wir
Vom Leide nichts mehr, nur von Liebe wissen.

So wie am hochgereckten Blumenschaft …

So wie am hochgereckten Blumenschaft,
Von dem ein Pfauenauge weggeflogen,
Die Blüten leise sich noch niederbogen,
Geängstigt unter rückgeblieb'ner Kraft,

So zittert meine Seele lange nach,
Wenn deine Blicke von mir weggezogen,
Und nur des Innersten bewegte Wogen
Verkünden heimlich, wer den Frieden brach.

Am Fenster.

Ich weiß wohl, daß sie nie mehr kommt,
Nie mehr die dunkelroten Vasen
Taufrisch mit Wiesenblumen schmückt,
Daß sie zu mir herunternicken
Und Küsse hauchen, blütenzart,
In denen deine Seele duftet . . .

Ich weiß wohl, daß sie nie mehr kommt, —
Doch täglich, wenn die Dämmerung schleicht
Und grauen Staub in alle Ecken
Mit langgespitzten Fingern streut,
Täglich lehn' ich aus off'nem Fenster
Und hab' in meinem Blick den Weg,
Wo sonst dein Händchen hochgewinkt . . .

Der Schlächter streicht die weiße Schürze.
Die Milchfrau rundet sich so voll.
Der Schuster putzt die Ladenfenster,
Nimmt eine Prise sich und niest,
Daß wir sein Echo fangen können . . .

So sah ich's oft, so seh ich's heut';
So werd' ich's morgen wiedersehen,
Lehn' ich durchs Fenster meine Stirn
Tagtäglich mit gesenkten Wimpern.
Und weiß doch, daß sie nie mehr kommt,
Nie mehr kommt . . .

An ...

Was kann ich wohl an Freude haben,
Wenn kümmerlich der Morgen naht,
Um mich tagsüber zu vergraben,
Aus Furcht vor meiner Missethat!

Und kommt die Nacht herangekrochen,
Die Stern um Stern vom Himmel löst,
Dann fühl' ich, daß ich nichts verbrochen,
Als Liebe nur, die sie verstößt!

An ...

Ich sah sie wohl schon Wochen nicht.
Wie lang sich Wochen dehnen!
Ich sehnte so ihr süß' Gesicht,
Doch was hilft alles Sehnen?

Sie lebt ja ohne mich so gut,
Warum den Frieden stören?
Wenn's meiner Seele bitter thut,
Sie soll es niemals hören.

Man hat mich nicht als Kind verwöhnt
Und nicht geliebt den Knaben.
Nun bin ich Mann und steh' beschämt,
Ich wollt' es besser haben!!

An . . .

Daß dein Händchen mit mir spielte,
Als ob's Kinderspielzeug hielte,
Heut' seh' ich's traurig ein! —

Was als Wonne in mir wühlte,
Was ich so als Segen fühlte, —
Wie konnt' das nicht Treue sein!

Erde möcht' ich auf mir haben,
Tiefer als die andern graben,
Weil ich meiner Seele Gaben
Weggab, um sie zu entweih'n.

„Liebe Sorge“.

Meine „liebe Sorge“ nannt' ich dich,
Meine Sorge warst du bitterlich,
Meine Liebe ohnegleichen. —
Fremd durchirrst du jetzt ein fremdes Land
Und um täglich Brot aus fremder Hand
Mußt du deine Seele reichen;
Mußt von Thür zur Thüre schleichen! —

Ungeliebte Liebe löscht sich aus,
Tiefgehegte Sorge bleibt im Haus,
Und so sorgt sie denn um deinetwillen,
Daß sich deine Tage selig füllen.

Und ein trauriger Cypressenbaum
Rauscht am letzten Tag in deinen Traum,
Und die Augen, die ins Dunkel geh'n,
Werden groß noch voller Heimweh steh'n!

Deines letzten Herzschlags Herzeleid
Fühl' ich plötzlich tausend Meilen weit,
Und ich strecke aus die beiden Hände,
Als ob mich dein Seufzen sucht' und fände,
Dieses Seufzen fern und hohl . . .
Meine Sorge ging ja nie zu Schanden,
Meine Liebe ist dir neu erstanden . . .
„Liebe Sorge“, schlafe wohl!

Ich liebte es . . .

Ich liebte es, recht kalt zu scheinen,
Als rührte mich kein Kummer an.
Ich haßte es, wenn Männer weinen,
Und war ein nie bewegter Mann!

Was heute mir im Busen dröhnte,
Nach Freiheit schrie und Thränen sehnte,
Das brach sich los mit einem Schlag,
Daß ich am Fensterpfosten lehnte
Den ganzen fürchterlichen Tag.

Mutter.

Für meiner Seele süße Überfülle,
Fand ich nicht Worte vor, die keusch genug,
So schwieg ich oft und liebte uns're Stille
Und fühlte deiner Wange Gegendruck.

Doch war die Sehnsucht all zu tief beklommen,
Hob ich wohl deine Hände sacht und zag,
Und hab' sie vor die Augen mir genommen,
Daß jedes nun in holdem Dunkel lag.

Du lachtest nur und fühltest mir nicht nach
Die Zärtlichkeit, die meinen Blick geschlossen,
Die aus der Seele meiner Seele brach,
Die aus den Wimpern in die Hand geflossen.

Heut' hör' mir zu: — Da wir uns nie mehr seh'n —
— — — — — — — — — — — — — —

So gab die Mutter oft mir beide Hände,
Die welken, ach, von Gicht gebog'nen Hände,
Um meine Knabenthränen nicht zu seh'n.

Drum, wenn ich so in tiefster Schweigsamkeit
Dein Händchen hob aus hülflosem Gemüte —
Es war mir Abglanz jener stillen Güte,
Die du nicht kennst und deine Weltlichkeit.

Die Bilder . . .

Die Bilder, die ich von dir hab',
Die fanden heut' ihr Flammengrab.
Ich sah ins Licht wie festgebannt,
Und sah noch, als sie längst verbrannt . . .

Um ein Bild ist mir sterbensleid,
Es war mir Trost in Traurigkeit:
Wir sitzen Wang' an Wang' geschmiegt,
Ich ganz in deinen Arm gefügt,
Die freien Hände so gepreßt,
Als hielten wir zum Wohlthun fest —
Und übergroß schaut unser Blick,
Als faßten wir es nicht, das Glück,
Daß keiner mehr vom andern läßt.

Das Bild, das mir das liebste ist,
Ich hab's noch einmal leis geküßt,
Die Thränen sind mir gekommen,
Nun bist du mir ganz genommen!

Kreislauf.

Die Fremde, die kein Bächlein trübte,
Es wurde eine Freundin draus,
Dann war sie holdeste Geliebte,
Als Weib regierte sie mein Haus.

Drei Wochen war ich fortgezogen,
Doch als ich fröhlich wiederkam,
War Weib und Liebste ausgeflogen,
Weil sie den andern lieber nahm.

Dann war sie Freundin noch geblieben,
Doch fühlt' ich, wie sich das verlor.
Nun hat ihr Stern sie fortgetrieben,
Und Fremde ist sie wie zuvor.

Verstohlen schleicht heran die Nacht ...

Verstohlen schleicht heran die Nacht
Und packt den Tag mit langen Krallen.
Den hat das Laufen müd' gemacht
Und läßt nun Arm' und Beine fallen.

Sie schleppt ihn in den schwarzen Wald
Und heißt die Sterne ihn bewachen.
Dann rennt sie ohne Aufenthalt,
Die Runde um die Welt zu machen.

Doch kommt sie abgehetzt nach Haus,
Ward ihre ganze Müh' zu nichte.
Die Sterne führten ihn heraus,
Zum Dank blies er sie lachend aus
Und hing an Tann' und Fichte
Ein Strählchen Sonnenlichte.

Und bin ich auch nicht umgekommen ...

Und bin ich auch nicht umgekommen,
Und find' ich wieder mich zurecht —
Ist ein Stück Leben doch genommen,
In alle Ewigkeit genommen,
Und die mir's nahm, war schlimm und schlecht.

Und heimlich zieht mein Freund . . .

Und heimlich zieht mein Freund mich vor die Thür.

Die leere Straße läuft ins off'ne Feld.
Bis sie sich ganz in fernen Dunst verläuft.
Nur links und rechts verstaubte Lindenbäume,
Die ängstlich ihre letzten Blätter halten,
Und Rübenfelder, kümmerlich gespickt,
Riedgräser, die am Wegsaum scheu sich ducken,
Daß nicht ein Windstoß ihre Hälmchen knickt.
Kühl bläst der Herbststurm mir ins lose Haar,
Und durch das Brausen seiner Töne redet
Mein Freund, dem Leiden, was mir Leiden ist.

„Was grämst du dich um sie?
Das bißchen Liebreiz, das dir zugelacht,
Und sei's im Atem wundervollster Nacht . . .
Was ist denn Liebe, die nicht Tiefe liebt,
Was eine Seele, die nicht Reinheit übt?
  Ein Händchen, hingegeben und gelöst,
Noch eh' sein leiser Handschuhduft verflogen,
Ein Köpfchen, schon dem Nächsten zugebogen,
Damit du seine Falschheit rasch verstehst, . . .
  Was grämst du dich?
Die leichte Stunde, die ihr Liebe singt,
Die zwischen Wein- und Spiegelglas verklingt,

Die kleine Wonne, die sie nachts verschenkt,
Damit sie Perlen an die Ohren hängt, . . .
O Flachheit, Freund, du bist zu groß für sie!
Ein Weib verrollt . . . was grämst du dich um sie?“

Ich seh' verdüstert in den Horizont,
Der sich in letzten Himmelsgluten sonnt.
„Ich liebte sie, ich liebe sie nicht mehr,
Ich gräm' mich nicht, doch ist mein Herze schwer,
Nicht, daß sie mir verloren ist,
Nein, daß sie so verloren ist!“

Ein fremder Mann spricht auf mich ein.

Ein fremder Mann spricht auf mich ein,
Ich sehe ihn an, ich hör' ihn an.
Die Worte geh'n zu mir herein,
Ihr Sinn kommt nicht zu mir heran.

Dann plötzlich zeigt sich in der Luft
Ein bleiches, liebliches Gesicht;
Ich hör' ein Stimmchen, das mich ruft,
Ein Mündlein, das durch Thränen spricht.

Dann durch die Lüfte kam's und klang
„Von fernen Gräbern komm' ich weit,
Zehn Jahre sind für dich nicht lang,
Mir waren sie wie Ewigkeit.

Mein Schlaf ist aus, ich schlumm're nicht,
Ich hab' die Erde aufgemacht,
Weil mir das Herz noch einmal bricht,
Durchweinst du also Nacht für Nacht."

Das ist ein Schmerz . . .

Das ist ein Schmerz, der blutet lange nach:
Vertrauen, das ein Weib wie Rohr zerbrach,
Verlor'ne Güte, die nur Liebes that,
Die nichts versagte und sich nichts erbat,
Getäuschte Liebe, die das Herz zermürbt
Und an der eig'nen Demütigung stirbt. —

Wer das ertrug und stirnhoch gehen kann,
Dem gebt den Lorbeer! Er ist Held und Mann.

Willst du mich ganz vernichten . . .

Willst du mich ganz vernichten,
So bleib' bei dir!
Willst du mich aufrichten,
So komm' zu mir!

Ich stehe, um zu lauschen,
An meiner Thür und wart' —
Kein Röckchen hör' ich rauschen
Und keine Stiege knarrt.

Ich bin ein Sproß aus Heidenblute . . .

Ich bin ein Sproß aus Heidenblute,
Der Götter und Gebet verlacht,
Doch als dein Herz an meinem ruhte,
War ich verwandelt über Nacht.

Ich grübelte nach Liederreihen
Und sprach sie so wie einst als Kind,
Damit dich deine Tage freuen
Und immerfort dir gütig sind.

Ob du an and'rer Brust gelegen,
Längst Fremden öffnest Herz und Thor, —
Mein Bittspruch abends deinetwegen
Ist Innigkeit wie je zuvor.

Sterben.

I.

Es scheint mir keine Hand so gut,
Daß sie die eine Wunde hüllt,
Aus der es rot und dunkel quillt;
Denn dieser Brust entströmt ein Blut
Das nur ein Häuflein Erde stillt.

II.

Einmal geschah's in einer Nacht;
Fast hätt' ich selbst ein End' gemacht,
Schon war mein Sinnen ganz verwirrt,
Schon hat das Fenster aufgeklirrt,
Schon bog ins Fenster sich mein Haar,
Schon fühlt' ich nicht mehr, wo ich war . . .

Da . . . plötzlich hat's mich übermannt,
Daß zitternd ich am Pfosten stand:
Um eine, die nur Dirne wird,
Soll ich, der so in Schmerzen irrt,
Der eben noch in Blüte stand,
Fortschleichen um ein Häuflein Sand?

Der Nachtwind strich besorgt herein,
Das Mondlicht gab mir seine Hand,
Die Nacht sprach selig auf mich ein,
Bis sie mein Herz in Thränen fand . . .

Nie hat ein Weib mich weinen seh'n . . .

Nie hat ein Weib mich weinen seh'n.
Du sah'st mich tief in Thränen steh'n.
Das werd' ich mir nicht vergeben
Mein langes Leben!

Dir war das Abschiednehmen leicht,
Dir wurden nicht die Blicke feucht.
Ich will es dir gern vergeben
In diesem und jenem Leben.

Was ist denn Glück? . . .

Was ist denn Glück? — Es rinnt wie Wasser fort;
Und trinkst du hier, verdürstest du dich dort.
Trink wie du willst, du hast dich nie gelabt,
Und glaubst du es, hast du es nie gehabt!

Steig Berge auf und weite Blick um Blick,
Der Horizont hebt höher sich zurück.
Streck beide Arme nur ins ewige Licht,
Du suchst und sehnst dich voll — du greifst es nicht.

Glück ist nur Sehnsucht, liebliches Gefühl,
Umblühte Wegspur ohne Wanderziel,
Ist Himmelsstern, der höher überblinkt,
Der sterben muß, damit er niedersinkt.

Nur wen der Überschmerz gefeit, geweiht
Mit holder, herrlicher Gelassenheit,
Der meidet die verruchte Schaukelbahn,
Die Furcht und Hoffen bebend unterthan.

Der hofft nicht, was die Erde niemand giebt,
Der fürchtet nicht, daß sie ihn neu betrübt.
Kein Unglücksmensch, der selber sich verzehrt,
Anstatt daß ihn das gold'ne Leben nährt.

Der diese tiefste Weisheit sich erfing,
Der, Weib, sie dir als Kronreif überhing,
Der ging davon, denn ich, der Meister, ging!

O, deine Wanderschaft auf Erden . . .

O, deine Wanderschaft auf Erden!
Ich möchte übertraurig werden. —
Das große Glück, das nie vergeht,
Das du erbettelst früh und spät,
Auf Erden wird es nie gekannt,
Wer hat's geseh'n, wem giebt's die Hand?

Und jene Liebe, unerhört,
Die überwältigt und verstört,
Wo suchst du sie? So fern von mir?
Ach, anderswo, was giebt sie dir?
Ein Bettlein bei geschloss'ner Thür,
Zwei Hände mit verliebtem Spielen,
Die doch nur nach dem Hemdlein fühlen.
Und rollt die Sonne hoch empor,
Bist du verdüstert wie zuvor.

So wanderst du von Arm zu Arm,
Und dennoch wird dein Herz nicht warm.
Ich seh' dich nach der Liebe geh'n,
Mit Augen, die das Glück erspäh'n.
Ach, in dem ew'gen Schrei nach Glück,
Verlierst du selbst dich, Stück um Stück,
So rollst du tiefer abgrundwärts,
Dem Mann ein Spiel, dir selbst ein Schmerz.

Wenn das Geschick die Thränen zählt . . .

Wenn das Geschick die Thränen zählt,
Die Schmerzen, die an mir gequält,
Die Nächte, die ich kraftlos lag
Aus Furcht vorm Henker, vor dem Tag,
Verratne Liebe, unverdient . . .
Haß, Not und Kränkung, ungesühnt —

Wenn das Geschick kaltherzig zählt,
Was gegen mich gefehlt, gequält . . .
Dann will ich stumm steh'n und nichts sagen
Wer wird die Augen niederschlagen?

Du liefst mir aus den Händen . . .

Du liefst mir aus den Händen,
Mein Blick nur lief dir nach.
Wie wird dein Leben enden,
Das Treue sprach und — brach!

Ich seh' den Abend dämmern,
Verwacht ist dein Gesicht.
Der Schmerz, der wird dich hämmern,
O Schmerz, zerhämmere nicht! —

Frage.

Du wolltest Freund mir sein in jeglicher Not!
Ich war in Not! — Wo war mein Freund?
Du wolltest Weib mir sein bis in den Tod!
Ich lag im Tod! Wo war mein Weib?

Jäh fällt mir ein . . .

Jäh fällt mir ein:
                    Du irrst vielleicht
Verloren in der fremden Stadt,
Dein Brot vom Weinen aufgeweicht,
Die Füße abgehetzt und matt,
Vielleicht, daß du in Winternacht
Nicht weißt, wo du zu Hause bist,
Wo dir ein Bettlein aufgemacht,
Ein Teller vorbereitet ist . . .

Dann fühl' ich selber mich verflucht
Und heb' die Arme stöhnend auf . . .
Mein eig'ner Bissen ist verrucht,
Und jäh steh' ich vom Tische auf.

Was ich an Liebe je getragen . . .

Was ich an Liebe je getragen,
Hab' ich in stiller Zärtlichkeit
Um deine Schultern sanft geschlagen,
Wie einen Mantel, der dich weiht.

Mein Können, Wollen, Siegen, Wagen,
Hab' ich gleich Perlen eingestickt —
Du aber wolltest ihn nicht tragen,
Obschon er niemals dich gedrückt.
(Weil ich ihn nicht mit — Geld gespickt.)

Jählings fiel mich ein Sehnen an . . .

Jählings fiel mich ein Sehnen an:
Ich lief und wär' fast hingeschlagen,
Und schrie den nächsten Kutscher an,
Und stand schweratmend vor dem Wagen.

So furchtbar lagst du mir im Blut,
Als wär' die Mühe bitt'rer Wochen,
Mein armer angespannter Mut
Vor lauter Schwäche hingebrochen.

Dann aber raste ich zurück
Und rang zu Haus mit meinen Nöten
Und bettelte mit trock'nem Blick
Bei Gott um Schmerzen, die gleich töten!
So furchtbar lagst du mir im Blut!

Wirfst du dich an die Weiberbrust . . .

Wirfst du dich an die Weiberbrust,
Verwirf nicht deine Sonnenhöhe,
Sonst bändigt dich gemeine Lust
Mit ihrer Wonne, ihrem Wehe.

O Weib, verloren ist mein Spiel!
Nachlässig bricht sie dich in Trümmern;
Statt Hoheit, Adel, Mannesziel,
Will sie nur zwischen Fäusten wimmern . . .

Fremd kamst du her, das Herz so schwer
Von Kümmernis aus frühen Tagen. —
Da nahm ich alle Güte her
Und hab' sie vor dich hingetragen.

Ließ Trotz und Jammer still zu Haus,
Der meine Einsamkeit mir wahrte,
Und streute alle Schönheit aus,
Die meine Armut dir ersparte.

Du staunteſt hoch . . . und nahmst es hin
Wortlos im Ahnen neuen Glückes,
Und hobst mein halbgeneigtes Kinn
Und küßtest mich verlor'nen Blickes

Und wardst mir Weib in tiefster Lust,
Die so mich selber mir genommen,
Als wäre nie in stolzer Brust
Ein Funke Höhenglut erglommen . . . .

O Weichheit, die sich schlimm belohnt!
Was legt' ich Härte ab und Hammer?
Ein kurzes Glück, ein kurzer Mond . . .
Jetzt lacht sie mein in fremder Kammer!

O, du bist krank . . .

O, du bist krank! Ich fühl's, daß ich dir fehle!
Ich komm' zu dir! Was wehrst du meiner Seele?
Ich darf dir nicht das kleinste Blümchen bringen . . .
Was geht's dich an, was dir mein Herze bringt?
Du hörst so gern den Wind vom Fenster singen;
Ich bin ein Windstoß, der vom Fenster singt . . .
Und du bist krank! Was wehrst du meiner Seele?

Ich wollte, daß die Nachtigall käm' . . .

Ich wollte, daß die Nachtigall käm'
Und meine Seel' in ihr Mäulchen nähm'
Bis an dein Fenster sich schwänge
Und sänge!

Nachtsüber horcht dein Herze und wacht,
Tagsüber zitterst du nach der Nacht. —
So sind deine Stunden für und für
Voll von mir!

Ich hab' so viel in dich hineingedichtet . . .

Ich hab' so viel in dich hineingedichtet,
Ich trug ein süß'res Bild in meiner Brust;
Denn was du warst, ich hab's zu spät gewußt.
Das hat mich fast vernichtet!
So seh' ich's schmerzlich ein:
Alle Schuld ist mein!

Die so viel Kummer über mich gebracht . . .

Die so viel Kummer über mich gebracht,
Sag', hast du oft im Haß an sie gedacht?

So viel Sterne, als mein Patenkind
Mit den Händchen sich vom Himmel nimmt,
Und so oft ein Bächlein aufwärts klimmt,
Dem die Wellen aufgetrocknet sind.

So viel Reden, als ein Fisch begann,
Dem das Mündlein stets voll Wasser war,
So viel Rosen als ein Liebespaar
Küssend mit den Lippen halten kann . . .

So oft hab' ich in Haß an sie gedacht,
Die so viel Kummer über mich gebracht!



Tagebuch.





Unentschlossenheit.

In Haß bin ich von dir gezogen.
Weit dehnt sich zwischen uns das Land.
Da kommt ein Brieflein hergeflogen,
Von deiner Hand in meine Hand.

Mich drängt's, den Boten heimzusenden,
Und noch ein bitt'res Wort dazu . . .
Und doch — er zittert mir in Händen,
Du Schlimme, ach, du Süße du!

Im Hôtel.

Du wirfst dich auf das Lager Nacht für Nacht,
Die heißen Glieder kühlt nicht Luft noch Linnen,
Du liebst ein Weib mit all den armen Sinnen, —
Und sie ist fern, indes dein Auge wacht.

Weh dir! — Nicht fern! Nein!
Sie ist nebenan,
Und Wand an Wand hör' ich die Stimme rufen,
Den leichten Tritt der Füße auf den Stufen
Und hinterher den Schritt vom Ehemann.

O, diese Stunde, die kein Schlaf erquickt!
Im leisen Rauschen, jedem Ton und Knistern
Hör' ich der Liebe buhlerisches Flüstern
Und seh sie vor mir, Mund an Mund gedrückt.
Und fühle durch die Schmerzenswunde sacht . . .
Wer rettet mich aus Qual und Finsternissen,
Vom Traum der Lüste, angefüllt mit Küssen,
Von denen einer schon unselig macht! . . .

O wär' ich Simson und die Kraft wär' mein,
Im Donnergroll die Mauern einzuschlagen!
Dann wollt' ich gerne die Verdammnis tragen,
Denn so zu sterben, müßte Wonne sein.

Allein.

Fern singt ein Mädchen in die Nacht hinaus,
Zum Kinderstimmchen der Harmonika.
Ich lausche still. —
Mein Herz springt mir heraus.
O Gott, wie einsam ist mein weites Haus,
Und keine Seele da! . . .

Und jeder Ton, der sich ins Zimmer schleicht,
Macht mir die Finsternisse doppelt bang.
Ich lausche still . . .
Der Abend ist so lang.
In meinen Augenlidern zittert's feucht.
O, ein Hund nur, der mein Knie umstreicht!

Stoßseufzer.

Zwei Menschen lieben meine Bücher sehr.
Den einen seh' ich früh im Spiegelschein,
Mein armes Weib wird wohl der zweite sein.
Ach, wüßt' ich nur erst, wer die Gute wär'!!

Einem Rezensenten des „Loki.“

(A. Bartels.)

Zwar hab' ich Wagner nie geseh'n
Und niemals Felix Dahn genossen, —
Und soll in ihren Schatten steh'n . .
So rezensiert man unverdrossen.

Ich bin mir selber Licht genug,
Um Licht von andern zu erschleichen,
Und brauch' nicht fremden Höhenflug,
Um Göttern meine Hand zu reichen!

Lampenschirm.

Sie hat für mich noch eine Freude;
Ich fühl's und weiß doch nimmer, was!
Einen Schirm aus roter Seide
Legt stolz sie um mein Lampenglas.

Ich muß ihr stumm die Hände geben, —
Wo hätt' ich Worte denn bereit,
Legt sie doch stündlich um mein Leben
Den Schimmer ihrer Lieblichkeit.

Mit einem Buche „Häusliche Kunstpflege“.

Hätt' ich ein Häuschen ganz für mich,
In diesem Häuschen mich und dich,
Vom Himmel dann ein bißchen Gunst,
Die treuen Hände meiner Kunst —
Und liebst du mich, der — Fehler wegen,
O, tausend Künste wollt' ich pflegen!

Stimmen der Nacht.

Und eine graue Gestalt wuchs
Jählings empor
Und sprach:
„Du stehst aus warmen Kissen auf,
Du hüllst in weiche Mäntel dich.
Du hebst die Hand zu vollem Trunk,
Und tränkst die Rosen mit dem Rest.
Die Straßen blüh'n dir Sonne zu,
Und dankbar blüht dein glänzend Herz.
Auf blonden Mädchen ruht dein Blick
Und hebt verschämte Scheitel hoch.
Dein Auge bannt der Wolke Schwarz,
Daß sie in ferne Himmel flieht;
Und wo dein matter Fuß sich ruht,
Legt Kissen schon die süße Nacht . . .
Ich aber, ich, sprich, was hab' ich?“

So sprach das grausige Gesicht.

Ich steh', die Stirn voll großer Tropfen,
Und starr' ihm nach, wie er im Nebel
Verschwand.
Und klang ein Weinen bitterlich,
Weiß nicht, von wem, ob er, ob ich.

Aus ferner Kirche kommt ein Singen.

Aus ferner Kirche kommt ein Singen,
Aus hohem Fenster blendet Licht . . .
Um meine Schritte legt es Schlingen,
Und wollt' ich fliehn, ich könnt' es nicht!

Aufblitzt der Schnee, wie angefeuchtet,
Und seufzt mit ungewohntem Ton.
Dort ist ein Ziel, das lockt und leuchtet;
Jetzt steh' ich vor dem Gitter schon.

Die Hände fügen sich zum Beten,
Wie jeder Ton mich tiefer rührt.
Doch niemand heißt mich näher treten,
Wo mich's so bitterlich doch friert.

Eine Stille fürchterlich.

Eine Stille fürchterlich
Wirft die Kissen über mich
Und ich höre nur aus Weiten
Leis den Takt der Tage schreiten.

Ach, wann war's das letzte Mal,
Daß ein Freund sich zu mir stahl,
Der die Blicke traurig wandte,
Daß mein Herz in Liebe brannte!

Und ich denk' es schon nicht mehr,
Denn es ist so lange her,
Daß ein Mädchen zu mir 'kommen.
Und mein Haupt ans Herz genommen.

Früher hielt ich wohl im Schoß
Kinder, wie die Puppen groß.
Muß mir fast Gedanken machen,
Um zu wissen, wie sie lachen.

Eine Stille fürchterlich
Wirft die Kissen über mich,
Und ich höre nur aus Weiten
Leis den Takt der Tage schreiten . . .

An mich.

Ob du frei bist, ob in Frohn,
Deine Aengste werden bleiben!
Winde kann nur Sturm vertreiben,
Und der Sturmwind lauert schon.

Niemand tritt dir ins Geheg.
Süßer Frauen süßes Schmachten,
Freunde, die dir freundlich lachten,
Alle treibst du sie vom Weg.

Denn du bist dein schlimmster Feind.
Jeder Streich aus deinen Händen
Wird im eignen Busen enden,
Bis der letzte Schmerz verweint.

Zum 1. Januar 1900.

Wieviel Grüße weh'n heut durch die Welt,
Mehr als sie die weite Erde hält!
Falsche Wünsche wirft man aus wie Sand,
Treue finden eine liebe Hand.

Früher schicktest du wohl tausend aus,
Immer weniger läßt du jetzt hinaus,
Und die wenigen bringen dir nur Heil
Regst du dich um sie dein redlich Teil.

Ach, ich fürcht' mich schon vor jenem Tag,
Wo ich keinen mehr versenden mag.

Mein wichtigster Tag im 19. Jahrhundert.

Für den Berliner Pressen-Almanach.
Antwort auf eine Frage.

Wann war die größte Stunde, sprich?
Wer aller Tage Siegerin?
Ach, am gescheutsten war für mich
Der Tag, da ich — geboren bin!

Und diesen größten Wundertag,
Den will ich preisen für und für,
Da doch die Welt nun vor mir lag
Und ihre Sonne über mir.

Ob meine Lieder niemandem gefallen . .

Ob meine Lieder niemandem gefallen,
Weil andre schreiender den Markt durchhallen,
Ob mein Verdienst in einer Ecke brütet,
Indes sich Dummheit tausend Lob ermietet,
Ob meiner Liebsten Liebe schon zu Ende,
Kaum, daß ich sorglos meinen Rücken wende,
Ob meine lieben Freunde mich verraten
Als Hundelohn für hundert gute Thaten . . . .
Es macht ja nichts!
Nur wenn ich's wiederseh,
Dann wundert's mich: Es thut noch immer weh!

Schlaflos.

An . . . .

Heut' bin ich umzusinken müd', —
Doch hilft mir Kissen nicht und Linnen,
Der Schlaf fällt mir vom Augenlid,
Und doppelt leb' ich meinem Sinnen.

Und horch auf jeden Pendelschlag,
Auf jedes Knistern, Atmen, Regen!
Die Stunde regt sich wie ein Tag,
Das Herz erbebt vor Doppelschlägen.

Ein Johlen noch vom Nachbarhaus,
Ein Fahrradklingeln um die Ecke . . .
Dann läuft der Gassenlärm sich aus
Und sucht im Dunkeln nach der Decke.

Ein später Wagen poltert schwer,
Mein Herzschlag hängt am Huf der Pferde;
Wo wollt' er hin? Wo kommt er her? . . . .
Jählings verschlingt ihn Nacht und Erde.

Und jählings fällt ein Schmerz mich an,
So grenzenlos und so erbittert,
Wie er nur einmal einen Mann
Einmal in einer Nacht erschüttert, —

Das ist die Nacht, die, voll von dir,
Gefühllos zögert, fortzufliehen,
Denn diese Lippen blühten mir,
Die jetzt an fremdem Mund verglühen!

Nach der Reise.

„Doktor, der Flock heult sich den Atem aus;
Er steht den ganzen Tag vor Ihrer Thüre
Und liegt und lauert. Niemand tritt heraus;
Es hilft nichts, daß ich ihn spazieren führe!
An jedem Wagen, der vorm Schloßthor hält,
Springt er empor, als wüßt' er Sie zu finden.
Dann zieht er traurig ab und heult und bellt
In langen Lauten, die erst nachts verschwinden." —

. . . . Ich seh' ihn noch, den deutschen Vorstehhund,
Den stolzen Kopf mit braun und weißen Flecken.
Die kleinen Entlein hetzt er in die Rund',
Die alten schießen schnatternd aus den Ecken.
Dann steht er vor mir, hoch und treu den Blick,
Wir laufen über Rasen um die Wette.
Ein Pfiff! Er steht! Ich streichle sein Genick,
Das keinen Schlag ertrug und keine Kette . . .

Ich litt an Menschen und mein Herz ward wund.
Aufjubelnd hab' ich's in die Welt getragen.
Wie still ich heimkam, will ich keinem sagen . . .
— — — — — — — — — — — — — — —
Und fern in Schlesien heult ein treuer Hund!

Mit einem Gürtel.

An . . . .

Nimm diesen Gürtel hier aus Seide! —
Wenn du ihn um dein Mieder legst,
Dann dankt dir heimlich meine Freude,
Weil du doch meine Fessel trägst!

Der Tag zieht furchtsam sich zurück . . .

Der Tag zieht furchtsam sich zurück,
Der Abend wird um Abend dreister;
Die Sonne senkt den matten Blick
Und weicht dem Mond, dem jungen Meister.

Schon les' ich stundenlang bei Licht,
Von lauter Stille nur umschlossen,
Und leb' für mich und merk' es nicht,
Wie viele Tage hingeflossen.

O, dreißig schon! — Mir wird so bang',
Nicht Einen hat's zu mir gerissen . . . . .
— — — — — — — — — — — —
Und stürb' ich hier, langsam und lang',
Wer wird es seh'n? — Wer wird es wissen?

Eine Straße, Haus an Haus . . .

Eine Straße, Haus an Haus,
Eins nur lob' ich, mir genüber.
Täglich klingt Musik heraus,
Und sie wird mir täglich lieber.

Aus dem finstern Fensterloch,
Fünftes Stockwerk unterm Dache,
Hör' ich nachts den Spieler noch,
Wenn ich off'nen Auges wache.

Immer ist's ein dunkles Lied
Aufgeregter Cellosaiten,
Dessen Ton mein Herz durchzieht,
Zitternd vor Unseligkeiten.

Niemals hab ich ihn geseh'n,
Der sein Herz der Nacht enthüllet,
Heimlich, wenn die Sterne geh'n,
Heimlich seinen Kummer stillet.

Aber wenn er einst erscheint,
Werd ich leis' ihn „Bruder“ nennen,
Denn uns hält ein Schmerz vereint,
Weil wir uns Äonen kennen!



Großstadt.





Abend.

Unterm Himmel wohn' ich, unterm Dach,
Oben in den Luken feines Sausen,
Von den Straßen her ein leichtes Brausen,
Wagenräderrollen, dumpf und schwach.

Noch hat sich der Tag nicht ausgekühlt;
Noch kann ich des Nachbars Rosen sehen,
Die gekränkt am harten Stocke stehen,
Weil sie duften, und es niemand fühlt.

In die Nacht verkriecht sich Haus um Haus,
Thür um Thür verschließt sich ihrer Tücke,
Weithin geh'n die unbestimmten Blicke,
Und mit jedem fliegt mein Herz hinaus . . .

Über Häuser, die in Ängsten steh'n,
Über Tiefen, die in Nacht versinken,
Zu den Sternen, die mir heimlich winken
Und mir helfen in die Heimat seh'n.

Großstadt-Lärm.

Wo bist du, stilles Ackerland,
Vom bittern Tagewerk ermüdet,
Du grenzenloser Himmelsrand,
Von treuen Sternen eingefriedet?

O draußen, wo die Nacht sich senkt
Auf Gärten, Heide, Wald und Fluren,
Und locker in den Ästen hängt
Ein Hauch von Dampf und Silberspuren.

Hier schleiche ich die Mauern lang,
Die droh'n, auf mich herabzufallen.
Nachtschwärmer kreuzen meinen Gang
Und taumeln in durchlärmten Hallen.

Gejohle aus dem Kellerloch,
Bis an die Dächer ein Gebrause, —
O Land der Stille, hol mich doch,
Hol den Gefangenen nach Hause.

Ein Dirnlein hab' ich heut' geküßt . . .

Ein Dirnlein hab' ich heut' geküßt,
Sie ließ sich herzlich von mir fangen.
Ich hab' sie früher oft gegrüßt
Vom Fenster, wo die Schlipse prangen.

Sie löst das lange, blonde Haar
Und reckt sich in den Sopha-Kissen
Und klappt mit ihrem Stiefelpaar
Und knabbert an kandierten Nüssen.

Und jählings wirft ein Bild mich um:
— — — — — — — — — — — — — —
So lag mein Lieb mit off'nen Haaren,
Und uns're Sehnsucht schlich herum
Mit Blicken, die nur Süße waren . . .

Längst ist das Dirnlein schon zu Haus,
Mir aber ist die Brust gerissen,
Das Herz sprang aus dem Leib heraus . . . .
Ich schluchze in dieselben Kissen.







This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

